

Toni Brunner, David Bowie, Astrid Lindgren, «Mein Kampf»

DIE WELTWOCHEN

Nummer 2 – 14. Januar 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Polo Hofer
Bernard Thurnheer
verneigt sich



Kriminelle Ausländer in der Schweiz

Zahlen, Fakten, Nationalitäten.
Von Philipp Gut und Peter Keller

4
194407006902
02



Hello Tomorrow Emirates

Hissen Sie die
Segel zu einer
Mondscheinfahrt
Wir sehen uns in Dubai

emirates.ch

Grosszügige Gepäckbestimmungen ♦ Bis zu 2'000 Unterhaltungskanäle

Emirates fliegt zweimal täglich von Zürich und einmal täglich von Genf nach Dubai. Weitere Informationen auf emirates.ch, telefonisch unter 0844 111 555 oder in Ihrem Reisebüro.

Intern

Die Debatte verläuft irritierend: Während in Köln und anderen deutschen Städten arabische Asylbewerber hordenweise über Frauen herfallen, zeigen sich Juristen und Politiker in der Schweiz besorgt bis entsetzt über die Durchsetzungsinitiative der SVP, die bloss etwas will: den Volkswillen umsetzen. Kriminelle Ausländer, die das Gastrecht missbrauchen, sollen ausgewiesen werden. Genau dies fordert jetzt sogar die Willkommenskanzlerin Angela Merkel. Auch in der Schweiz sind die Zahlen und Fakten erdrückend: Kriminalität und Unsicherheit sind weitgehend importiert, wie Peter Keller und Philipp Gut in unserer Titelgeschichte aufgrund der neusten Daten und aufgrund von Gesprächen mit Polizisten zeigen. **Seite 14 bis 25**

Es ist, als seien sie schon immer da gewesen. Bernard Thurnheer, der grosse Sport- und Unterhaltungsmoderator, sowie Polo Hofer, Begründer des Mundart-Rocks. Die beiden Urgesteine der Schweizer Unterhaltungsszene sind sich im Verlauf ihrer langen Karrieren immer wieder begegnet. Es entstand eine jahrzehntelange Beziehung, die von gegenseitiger Wertschätzung geprägt ist. Beide verabschieden sich schrittweise aus dem Showgeschäft. Zum angekündigten Rücktritt von Polo National, schreibt Beni National, was seinen Kollegen aus dem Berner Oberland auszeichnet. **Seite 48**

Medienvertreter aus aller Welt drängten sich letzte Woche in der engen Bibliothek des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, wo die neue Edition von Hitlers Programmschrift «Mein Kampf» präsentiert wurde. Über ein Dutzend Fernsehstationen platzierten ihre Kameras, der Reporter des arabischen Nachrichtensenders Al-Dschasira machte sich ebenso bereit wie die Journalisten, die aus Israel, Japan oder den USA angereist waren. Mitten drin war auch Kulturredaktor Rico Bandle, der den Rummel um das «gefährlichste Buch der Geschichte», wie «Mein Kampf» oft genannt wird, mit Interesse beobachtete. Vor allem aber hat er sich intensiv mit dem sagenumwobenen Werk beschäftigt, das nun, siebzig Jahre nach Hitlers Tod, wieder legal gedruckt werden darf. **Seite 56**

Sie tragen Chanel, arbeiten nicht, und wenn ihnen zwischen Szenecoiffeur und angesagter Cocktailbar einmal langweilig wird, jetten sie halt nach Mailand. Reiche Frauen, die mit ihren Karrieremännern aus Amerika oder Asien für ein paar Jahre in die Schweiz kommen, scheinen das perfekte Leben zu führen. Unsere Reporterin Claudia Schumacher hat sich unter die Gattinnen der englischsprachigen Topverdiener in Zürich begeben. Dabei erlebte sie viel seelische Fragilität. So beliebt die Schweiz bei Expats auch ist: Für die Partne-



Würdigung: Moderator Thurnheer (l.), Musiker Hofer, 1992.

rinnen wird bereits der Alltag zum Drahtseilakt. Eben ist die Schweiz beim Freundefinden in einer repräsentativen Expat-Umfrage auf dem vorletzten Platz gelandet. **Seite 38**

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempter,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Roman Küttel, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: infoAadextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Lexus Snow Drive 2016

Eiskalt reagieren – und geniessen

Perfektionieren Sie im traumhaften Berner Oberland Ihre Fahrkünste – und testen Sie dabei die neusten Lexus-Modelle wie den Premium-Crossover RX 450h und die faszinierende Hochleistungslimousine GS F!

Auf über tausend Meter Höhe ist der graue Alltag wie weggeblasen! Frische Alpenluft, ein traumhaftes Bergpanorama und die typischen Holzhäuser machen Gstaad Saanenland zum Paradies für Erholungssuchende – und für alle, die auf Schnee und Eis die Grenzen ihres fahrerischen Könnens kennenlernen wollen.

Auf einer abgesperrten Piste, inmitten der tiefverschneiten Bergwelt, lernen Sie jede Fahrsituation auf anspruchsvollem Terrain beherrschen. Sie werden individuell instruiert von den erfahrenen InstruktorInnen des Driving Center Schweiz.

Neben der gewonnenen Sicherheit steht vor allem Fahrspass auf dem Programm.

Als Teilnehmer des Lexus Snow Drive 2016 gehören Sie zu den Ersten, die den neuen Premium-Crossover RX 450h unter extremen Bedingungen testen können! Ein Automobil, das mit seiner innovativen Antriebstechnologie und seinem intelligenten Sicherheitskonzept den Weg in die Zukunft weist.

Am Lexus Snow Drive 2016 kommt der Genuss nicht zu kurz: Sie logieren exklusiv im renommierten «Steigenberger Alpenhotel and Spa» oberhalb des Ortszentrums von Saanen. Hier lassen wir am Vorabend – nach etwas Fahrtheorie – den Tag gemütlich beim Dinner ausklingen. Am nächsten Morgen geht's los mit den atemberaubenden Manövern.

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Winterfahrtraining mit aktuellen Lexus-Modellen

Sonderpreis:

Fr. 650.– pro Teilnehmer (statt Fr. 730.–)

Veranstaltungsort:

- Flugplatz Saanen
- «Steigenberger Alpenhotel and Spa»

Leistungen:

- Anleitung durch Profi-InstruktorInnen
- Lexus-Modelle fürs Fahrtraining
- Hotelunterkunft mit Vollpension

Kursdaten:

- Montag, 22. Februar 2016
 - Dienstag, 23. Februar 2016
- (Anreise individuell, jeweils am Vortag bis 17 Uhr)

Anmeldung:

Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk «Weltwoche-Spezialangebot» an driveacademy@lexus.ch. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt, die Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

Veranstalter:

Lexus Division, Toyota AG, 5745 Safenwil
www.lexus.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Geklaute Äpfel

Warum es die Durchsetzungsinitiative braucht. Von Roger Köppel

Kaum bin ich aus den Ferien zurück, beschleunigt die Hysteriepropaganda der Wirtschaftsverbände gegen die Durchsetzungsinitiative der SVP meinen Ruhepuls. Tenor: Diese Initiative schade der Schweiz und ihrer Wirtschaft. Ein Bundesrat nennt es «Zwängerei». Einzelne Richter posaunen, sie würden auch im Fall einer Annahme die Initiative niemals anwenden. Die Justiz im Kampf gegen den Gesetzgeber? Ausser mir scheint sich niemand über diesen Frontalangriff auf die Gewaltenteilung aufzuregen.

Die Kritiker liegen falsch. Die Schweiz hat ein Problem mit der Ausländerkriminalität. Mehr als sieben von zehn Gefängnisinsassen sind Ausländer, zwei weitere höchstwahrscheinlich erst vor kurzem Eingebürgerte.

Weit über die Hälfte aller schweren Straftaten jährlich, von Mord, Totschlag, Raub, Vergewaltigung bis hin zu Sozialhilfebetrug, werden von Ausländern verübt, obschon die Ausländer nur einen Viertel der Schweizer Gesamtbevölkerung ausmachen. Die Ausländer sind somit in den Wertabschöpfungsketten des Verbrechens massiv übervertreten.

Ein anderer Aufreger: Die Asylbewerber machen nur rund 0,6 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung aus, begingen aber zwischen 2011 und 2014 9 Prozent aller registrierten Verstösse gegen das Strafgesetzbuch. Niemand versteht, warum ein angeblich Verfolgter die Gesetze jenes Landes bricht, das ihm freundlich Schutz gewährt. Die Kriminalasylanten bringen ihre echten Mitflüchtlinge und damit unsere humanitäre Asyltradition in Verruf.

Wir haben in der *Weltwoche* x-fach Fälle von ausländischen Mehrfachtätern dokumentiert, die mit einer fast schon wieder bewundernswerten Kreativität das Handwerk des Rechtsbruchs zelebrieren, ohne dass sie wie früher des Landes verwiesen werden. Seit der Abschaffung des Landesverweisparagrafen 2006 finden nachsichtige Richter immer wieder neue Kniffe, um die Schwerkriminellen auf Kosten der Steuerzahler hierzubehalten. Afrikanische Delinquenten schätzen unsere Gefängnisse inzwischen als Wellnessoasen mit abwechslungsreichem Menüplan.

Eine Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer hat genug. Am 28. November 2010 wurde die Ausschaffungsinitiative trotz einer massiven obrigkeitlichen Gegenkampagne angenommen. Die Initiative fordert, dass ausländische Schwerkriminelle, wenn sie be-



«Auf welchem Planeten lebt dieser Jurist?»

stimmte gravierende Delikte begangen haben, automatisch ausgewiesen werden. Das ist kein Postulat der «Pöbelherrschaft», wie die *Aargauer Zeitung* hochnäsigerweise giftete, sondern ein Gebot des gesunden Menschenverstandes.

Man soll jetzt nicht so tun, als habe das Volk nicht gewusst, worüber es abstimmte. Die Ausschaffungsinitiative mit der automatischen Ausweisung wurde angenommen. Ein von Bundesrat und Parlament lancierter Gegenvorschlag, der den Automatismus kippen wollte, wurde an der Urne abgelehnt. Die Leute haben entschieden, dass die Interessen der schweizerischen Opfer höher gewichtet werden müssen als die Interessen der ausländischen Täter.

Den heutigen Täterschutz unserer Justiz findet eine Mehrheit der Bürger unverhältnismässig. Das ist Demokratie.

Das Volk machte die Rechnung freilich ohne seine Volksvertreter. Bundesrat und Parlament verweigern die Umsetzung. Der im letzten März gegen die Stimmen der SVP verabschiedete Gesetzesentwurf enthält erneut den Gummiparagrafen einer «Härtefallklausel». Diese Klausel gibt den Richtern ein Instrument in die Hand, um jeden Fall zum Härtefall ohne Ausschaffung zu erklären. Genau diese Willkür wollten die Stimmbürger nicht.

Die Durchsetzungsinitiative ist kein Anschlag auf die Zivilisation, wie behauptet wird. Sie setzt nur in Kraft, was längst beschlossen wurde. Bundesrichter Thomas Stadelmann (CVP) behauptete in einer Zeitung, dass der Strafautomatismus ohne Einzelfallprüfung für die Schweiz einen Rückfall in deutsche Verhältnisse unter Hitler bedeute. Auf welchem Planeten lebt dieser Jurist? Bei massiven Geschwindigkeitsüberschreitungen im Strassenverkehr oder bei Zweitwohnungen in den Alpen wird in der Schweiz längst ohne Ansehen des Einzelfalls automatisch geurteilt und bestraft – auch vom Bundesgericht.

Harvard-Jurist und Ständerat Andrea Caroni (FDP) trumpfte kürzlich mit dem Beispiel auf, dass ein vorbestrafter Ausländer bereits dann brutal ausgeschafft werde, wenn er aus dem Garten seines Nachbarn lediglich einen Apfel klawe. Vielleicht muss man eine US-Elite-Universität besucht haben, um solchen Unsinn zu verbreiten. Ständerat Caroni soll doch aus der jüngeren Schweizer Rechtsgeschichte einen konkreten Fall vorlegen, in dem der vorsätzliche Diebstahl eines Apfels aus dem Garten des Nachbarn zu einer rechtskräftigen Verurteilung führte.

Warum will eine Berner Parlamentsmehrheit samt Bundesrat die kriminellen Ausländer nicht ausschaffen, wie vom Volk gewünscht? Viele Politiker huldigen dem internationalen Recht. Man scheut den Ärger mit Brüssel, sollten einmal straffällige Osteuropäer in die EU zurückgebracht werden müssen. Es ist oft einfach bequemer, Volksentscheide auszusitzen als umzusetzen.

Man muss kein Kriminologe sein, um eine simple Wahrheit zu erkennen: Unsere Strafjustiz wirkt für viele Kriminelle, die aus ganz anderen Kulturen kommen, eher einladend als abschreckend. Man will sich nicht ausmalen, was einem Araber passiert, wenn er in seiner Heimat vergewaltigt oder raubt. Unser Strafvollzug mutet dagegen paradiesisch an.

Auch deshalb ist es vernünftig, kriminelle Ausländer härter anzupacken als Schweizer. Gleiches soll man gleich, Ungleiches aber ungleich behandeln. Ausschaffungen schrecken ab. Sie bringen mehr Sicherheit und weniger Kriminalität. Beides ist im allerbesten Interesse der Schweiz und ihrer Wirtschaft.





Schuldgefühle: Astrid Lindgren (l.). Seite 58



Toggenburger Frohnatur: Toni Brunner. Seite 47



Integration für Bessergestellte: Seite 38



Halbfreier Torjäger: Jamie Vardy. Seite 41

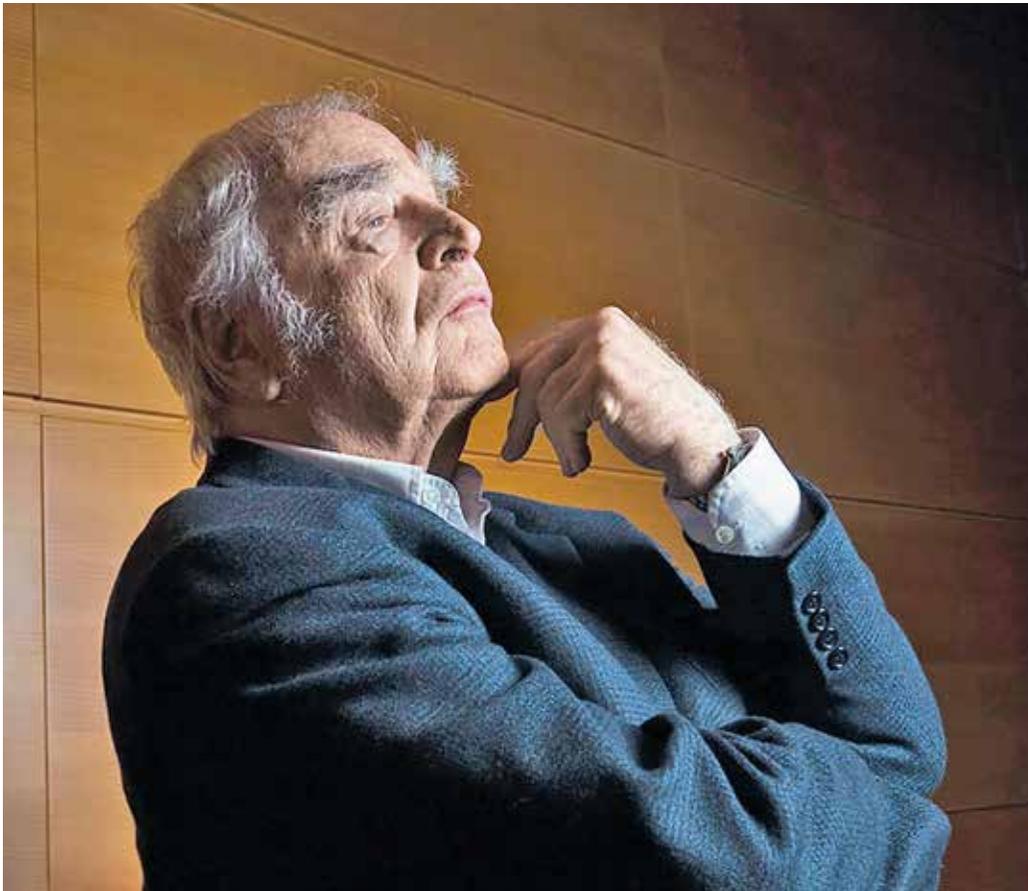
Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Morbus germanicus](#)
- 9 [Im Auge Michael Dunkley, Premier von Bermuda](#)
- 10 [Saudi-Arabien Thatcherismus](#)
- 10 [Religion Pausengebete](#)
- 11 [Gesellschaft Bräute von heute](#)
- 11 [Finanzplatz Geld oder Blut](#)
- 12 [Bundeshaus Brisante Botschaft](#)
- 13 [Personenkontrolle Sommaruga, Schenker, Stadelmann, de Weck, Kessler, Bigler, Aeschi, Latif](#)
- 13 [Nachruf Felix W. Matthys](#)
- 14 [Importierte Unsicherheit](#)
[Zahlen und Fakten zur Ausländerkriminalität in der Schweiz](#)
- 16 [Kriminalität Kosten erfragen](#)
- 17 [Justiz Im Zweifel für Europa](#)
- 18 [Landkarte des Verbrechens](#)
[Die Kriminalität in der Schweiz ist fest in ausländischer Hand](#)
- 20 [Richten gegen die Regeln](#)
[Die eiferndsten Rechtsverdreher der Schweiz](#)
- 23 [Mutter Merkel entmacht Vater Staat](#)
[Das beschädigte Vertrauen der Deutschen in die Institutionen](#)
- 25 [Brief aus Berlin Jahr der Entscheidung](#)
- 26 [Wirtschaft Lasst die Nationalbank in Ruhe!](#)
- 27 [Ausland Chinesische Kalamitäten](#)

- 28 [Mörgeli Aktien gegen Inserate](#)
- 28 [Bodenmann Aus Jordan Lusser machen](#)
- 29 [Medien Ein Lehrstück von Blindheit](#)
- 29 [Gesellschaft Pfauen](#)
- 30 [Darf man das? / Leserbriefe](#)

Hintergrund

- 32 [Blattmann warnt und bleibt](#)
[Die Aussichten von Armeechef André Blattmann](#)
- 34 [Im Gleichschritt](#)
[Staatlicher Zugang zu den SRG-Kanälen](#)
- 35 [Service public Schrebergärtner Roger de Weck](#)
- 36 [Das Erwachen der Macht](#)
[Zusammenschluss von Ringier, SRG und Swisscom](#)
- 38 [Im Land der fröhlichen Kühe](#)
[Expat-Frauen in der Schweiz](#)
- 41 [Fussball Der Nobody mit der Fussfessel](#)
- 42 [Weg mit dem Störenfried](#)
[Der Beistand, der vor Sozialmissbrauch warnen wollte](#)
- 44 [Verborgene Kosten der Zuwanderung](#)
[Die Zuwanderung kann die Produktivität schwächen](#)
- 46 [Wirtschaft «Hohe Anpassungskosten»](#)
- 47 [Politik Andi Gross \(SP\) über Toni Brunner \(SVP\)](#)
- 48 [Die zwei Seelen des Polo National](#)
[Bernard Thurnheer über Mundart-Rocker Polo Hofer](#)



«Für das Sterben selber gibt es keine Vorbereitung»: Autor Walser.

Interview

50 «Ich möchte keine Sauerei hinterlassen»

In seinem neuen Roman «Ein sterbender Mann» setzt sich der grosse Schriftsteller Martin Walser, 88, mit dem Ende des Lebens auseinander

Stil & Kultur

54 **Stil & Kultur** David Bowie (1947–2016)

56 **Betreutes Lesen**

Hitlers Programmschrift «Mein Kampf» ist nun offiziell wieder zu haben

58 **Bestseller**

58 **Glücklich in der Einsamkeit**

Die Tragik in Astrid Lindgrens fröhlichen Kinderfiguren

59 **Jazz** Tony Bennett & Bill Charlap

60 **Top 10**

60 **Kino** «Creed – Rocky's Legacy»

61 **Fernseh-Kritik** «Swiss Award»

62 **Namen Kunst der Einfachheit**

63 **Hochzeit** Sarah und Ryan Weeger

63 **Thiel** Am Galgen

64 **Wein** Domaine Rémi Jobard: Meursault 1er Cru Le Poruzot-Dessus 2011

64 **Zu Tisch** Restaurant «Igniv», Bad Ragaz

65 **Auto** BMW 220d xDrive Gran Tourer

66 **MvH trifft** Iouri Podladtchikov, Snowboarder und Fotograf

Autoren in dieser Ausgabe

Bernard Thurnheer



Der langjährige Sportreporter und Fernsehmoderator zählt zu den beliebtesten Persönlichkeiten der Schweiz. Er

schreibt über seine Begegnungen mit Polo Hofer, der soeben zum «Schweizer des Jahres» erkoren wurde. Seite 48

Andi Gross



Der Politikwissenschaftler und Sozialdemokrat sass viele Jahre lang zusammen mit Toni Brunner im Nationalrat. In seinem Artikel

würdigt er die Arbeit seines Kollegen, der letzte Woche als Präsident der SVP zurückgetreten ist. Seite 47

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

Danke für Ihre Spende.



Wir sind überwältigt von der enormen Beteiligung an unserer Spendenaktion und bedanken uns von ganzem Herzen für Ihr Engagement. Die Gesamtspendensumme von **6'120'000 Schweizer Franken** fliesst in Projekte zugunsten bedürftiger Kinder in der Schweiz.

Eine Aktion der Migros für:

CARITAS

Schweiz
Svizzera
Svizra

**HEKS
EPER**

PRO JUVENTUTE

 winterhilfe

MIGROS

Ein **M** besser.

Morbus germanicus

Von Henryk M. Broder — Die Ereignisse von Köln, Hamburg, Stuttgart und Bielefeld in der Silvesternacht bringen vieles zutage. Vor allem den Unwillen, die Dinge beim Namen zu nennen.



Europa im Chaos: Kanzlerin Merkel am 12. Januar in Berlin.

Deutschland ist krank. Die Krankheit hört auf den Namen «Morbus germanicus». Das Krankheitsbild ist durchwachsen. Größenwahn verbindet sich mit Versagensängsten, Aggression und Depression liegen nah beieinander, Stolz und Scham wechseln sich ab. Mal sind wir Papst und mal Weltmeister der Herzen. Wir lieben das Fremde und heissen Fremde willkommen, die wir als eine «Bereicherung» unserer müde gewordenen Kultur betrachten. Wir sind es leid, von «alten weisen Männern» regiert zu werden, und wir unterwerfen uns dem Diktat einer alten weisen Frau, die eine erstaunliche Karriere hingelegt hat: von der Sekretärin für Agitation und Propaganda der Freien Deutschen Jugend der DDR zur Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland. Sie sagt, sie wolle «Deutschland dienen», zurzeit ist sie dabei, Deutschland und Europa ins Chaos zu stürzen. Und weit und breit ist niemand da, der sich ihr in den Weg stellen würde. *The show must go on.*

Was in der Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar in Köln, Hamburg, Stuttgart, Bielefeld und anderen Städten geschah, wäre ein guter Grund gewesen, unsere hysterische Fremdenfreundlichkeit zu überdenken. Einige haben es in der Tat getan, viele machen weiter, als wäre nur ein Kleinlaster voller Tomaten auf einer Landstrasse umgekippt.

Zum Beispiel die ZDF-Moderatorin Dunja Hayali, die derzeit für ihr «Engagement in der Flüchtlingsfrage» mit Preisen überschüttet wird. Sie postete auf ihrer Facebook-Seite den Spruch: «Nicht Ausländer, sondern Arschlöcher belästigen Frauen», als wäre das, was sich im Schatten des Kölner Doms abgespielt hatte, eine Fallstudie für Proktologen gewesen und keine Gewaltorgie, die sich gezielt gegen Frauen richtete. Und sie stellte fest: «Die Vorgänge in Köln, Hamburg, Stuttgart sind kein Auswuchs einer speziellen Kultur.» Egal, «ob auf dem Münchner Oktoberfest, in der U-Bahn oder auf dem Bahnhofsvorplatz in Köln», Gewalt gegen Frauen sei «so normal, so alltäglich, dass nur noch selten echte Empörung aufkommt».

Wenn «die Vorgänge» in Köln, Hamburg, Stuttgart kein Auswuchs einer speziellen Kultur sind, sondern inzwischen normal und alltäglich, dann entfällt auch jeder Grund, sich über sie aufzuregen. Dann waren auch die Anschläge von New York, London, Madrid und Paris keine Auswüchse einer speziellen Kultur, sondern nur Unfälle, wie sie überall dort passieren, wo Menschen dicht gedrängt zusammenleben.

Jakob Augstein, Kolumnist bei *Spiegel* online, postete auf seinem Twitter-Account die Nachricht: «Ein paar grapschende Ausländer und schon reisst bei uns der Firnis der Zivilisation.»

»» Fortsetzung auf Seite 10

Der Milchmann



Michael Dunkley, Premier von Bermuda.

Vielleicht ist Michael Dunkley, 57, der glücklichste Politiker des Planeten. Leidenschaftlicher Regattasegler und zudem erfolgreicher Firmenberater, Immobilienhändler und Unternehmer, der die Nation mit Milch versorgt. Das bescheidene Salär von 168 069 Dollar als Regierungschef kann «the milkman» verschmerzen, auf die neueste Auszeichnung würde er gerne verzichten. Die Schweiz hat den Spitzenplatz als das teuerste Land weltweit an das Offshore-Paradies tausend Kilometer vor der amerikanischen Küste im Atlantik abgetreten, das bislang bekannt war als rätselhaftes Dreieck, wo Schiffe, Flugzeuge und Vermögen verschwinden, für die gleichnamigen bunten Hosen (Wawrinka!) und sein Klima des ewigen Frühlings. Das Durchschnittseinkommen der 64 689 Einwohner beträgt 63 897 Bermuda-Dollar. Der Inseldollar ist an die US-Währung gekoppelt, aber die Noten schmückt das Medaillon der britischen Königin. Denn die Bermuder haben es letztmals 1995 abgelehnt, in die Unabhängigkeit entlassen zu werden. Faktisch sind sie eine selbstverwaltete Kolonie mit eigenem Parlament seit 1620, dem The Honourable Michael H. Dunkley seit 1997 angehört. Ihre einzigen natürlichen Feinde sind Hurrikane und Steuerfahnder. Der Reichtum stammt aus den Briefkastenlizenzen der 16 187 registrierten Firmen, vier Fünftel davon Scheinadressen von Anwaltskanzleien, und aus den schwindelerregenden Einfuhrzöllen von 35 bis 100 Prozent. Denn fast alles, was der Bermuder braucht ausser Früchten, Gemüse und Blumen, muss importiert werden. Autos sind fast unerschwinglich, es fahren deshalb im teuersten Land der Erde auch kaum Mietwagen. Das Zoll- und Briefkastenmodell wiederum führt zu einer Aufblähung des Staatsapparats mit rund 5000 Beschäftigten. Die zahlen zwar wie jeder Bürger nur vierzehn Prozent Steuern, leiden aber unter Verwaltungsstress. Premier Dunkley empfing eine Delegation der Polizei, die sich beklagte, dass drei von vier Beamten im Paradies an zu hohem Blutdruck kranken und elf Personen akut selbstmordgefährdet seien.

Peter Hartmann

Immerhin anerkannte er, dass es Ausländer waren, die da «gegrapscht» hatten, den dadurch entstandenen Riss im «Firniss der Zivilisation» buchte er dagegen auf unser Konto, wie er zeitgleich auf Facebook erklärte. Die «minder-schweren Straftaten», um die es sich «in Köln vermutlich nämlich ganz überwiegend» gehandelt habe, hätten nur unseren «Rassismus», unsere «eigenen sexuellen Projektionen» entlarvt. Denn: «Der triebhafte Araber ist ebenso eine Erfindung des Westens wie der schamlos-lüsterne Jude.» Was in Köln passiert war, erinnerte Augstein an einen «Flashmob», laut Lexikon sei das «ein kurzer, scheinbar spontaner Menschauf-lauf auf öffentlichen oder halböffentlichen Plätzen, bei dem die Teilnehmer sich nicht persönlich kennen und ungewöhnliche Dinge tun».

So redet und schreibt ein dekadenter Schöngeist, den nichts erschüttert, solange es ihm nicht selbst zustösst.

«Terror hat keine Religion»

So auch die grüne Ikone und inzwischen Vizepräsidentin des Bundestages, Claudia Roth; sie gab *Welt* online ein Interview, in dem sie unter anderem sagte, es werde jetzt «von vielen der Eindruck vermittelt, als würde sexualisier-te Gewalt alleinig von aussen zu uns ins Land getragen», wodurch «vernebelt wird, dass diese Form von Gewalt in Deutschland leider ein altes Phänomen ist». Es sei «brandgefährlich», dieses Thema «nun für eine Antiflüchtlings-kampagne zu missbrauchen». Dabei vergass Frau Roth nicht, zu erwähnen, es würden derzeit «Gewalt- und Vergewaltigungsfantasien ausgelebt, auch gegen Menschen wie mich».

Und während in einem internen Polizeibericht von einem «Spiessrutenlauf» die Rede war, den die Frauen durchlaufen mussten, spekulierten zwei Redaktorinnen des Berliner *Tagesspiegels* über die Motive der Frauen, die Anzeige erstattet hatten. «Womöglich sind aber auch Frauen dabei, die gar nicht Opfer geworden sind, sondern aus politischer Überzeugung der Meinung waren, dass die Täter mit Migrationshintergrund oder die Flüchtlinge, die das Chaos auf der Domplatte für sexuelle Übergriffe ausgenutzt haben, abgeschoben gehören. Das hoffen sie womöglich mit einer Anzeige zu beschleunigen.» Ja, der Morbus germanicus bringt vieles zutage. Vor allem den Unwillen, die Dinge beim Namen zu nennen. Das trifft auch auf den Bundespräsidenten zu, der erst vor kurzem das Land, das er repräsentiert, in «Dunkeldeutschland» und «Helldeutschland» eingeteilt hat. Beim traditionellen Neujahrsempfang für das diplomatische Korps letzten Montag warnte er davor, Religion und Terror miteinander zu vermischen, denn: «Auch wenn im Laufe der Geschichte schon im Namen jeder Weltreligion gemordet worden ist, so gilt doch: Terror hat keine Religion.» Und der gelernte Theologe Gauck hat keine Ahnung, wo von er redet.

Mehr zum Thema Seite 23

Saudi-Arabien

Thatcherismus

Von Pierre Heumann — Riad prüft die Teilprivatisierung seines Ölgeschäfts. Das birgt Risiken.

Saudi-Arabien ist unter Druck. Die tiefen Erdölpreise reissen ein Loch in die Staatskasse, das die Scheichs rasch stopfen wollen. Die angedachte Privatisierung des saudischen Ölgiganten Aramco zeigt, wie brenzlich die Lage im Königreich ist. Auch eine Kürzung der Energiesubventionen, eine Reduktion der Staatsausgaben, die Erhöhung der Steuern und die Einführung der Mehrwertsteuer sorgen für Misstimmung. Wenn der Druck auf die Landeswährung Riyal anhält, könnte sich Saudi-Arabien zu einer Abwertung gegenüber dem Dollar gezwungen sehen. Das würde die Importpreise und somit die Lebenshaltungskosten spürbar erhöhen. Doch im Vergleich zur Ankündigung, den Verkauf des Ölgiganten Aramco zu prüfen, sind das alles Kleinigkeiten. Eine Teilprivatisierung des Staatsunternehmens nimmt sich wie ein Notverkauf aus. Aber sie könnte dem Land



Ist bald Schluss mit dem beschaulichen Leben?

den Weg in eine bessere Zukunft weisen. Um auch ausländische Investoren anzulocken, muss Saudi-Arabien zeigen, dass es ihm mit dem Umbau der Wirtschaft Ernst ist.

Genau das hat der starke Mann des Königreichs, der stellvertretende Kronprinz Mohammad bin Salman, angekündigt. Aramcos Börsengang, sagte er in einem Interview mit dem *Economist*, würde zu mehr Transparenz führen und der Korruption begegnen. Nimmt man ihn beim Wort, wird er auf Offenheit drängen und von den Managern Effizienz einfordern – nicht nur bei Aramco. Zudem nannte er Margaret Thatcher als Vorbild für seine Privatisierungspläne. Ob der Königssohn seine Pläne umsetzen kann, wird sich weisen. Obwohl er auf die Unterstützung seines Vaters zählen kann, muss er bei der wirtschaftlichen Erneuerung des Königreichs umsichtig vorgehen. Um Erfolg zu haben, wird er den Widerstand jener überwinden müssen, die im althergebrachten Rentenstaat ein beschauliches Leben führen.

Religion

Pausengebete

Von Alex Reichmuth — An Luzerner Schulen gibt es neuerdings Gebetsräume für Muslime.

In Luzern wurde letztes Jahr ein altgedienter Religionslehrer Knall auf Fall entlassen. Der zuständige Rektor duldete nicht, dass sich dieser im Unterricht kritisch zu gewissen Aspekten des Islam geäussert hatte. Ein junger Muslim hatte sich über den Lehrer beschwert. Jetzt preschen die Luzerner Schulen mit einer Art Vorzugsbehandlung für muslimische Schüler vor. Diesen stehen seit kurzem Räume zur Verfügung, in denen sie ihre Gebete verrichten können.

Konkret existiert an den Schulhäusern Biregg und Hubelmatt seit Dezember je ein Gebetsraum. Das bestätigt Christof Spöring, Leiter der Dienststelle für Berufs- und Weiterbildung des Kantons Luzern. Die Räume stehen den Schülern des Brückenangebots Integration offen. «Einige muslimische Schüler fragten die Schulleitung nach einem Raum, in den sie sich für Gebete zurückziehen können», so Spöring. Um für geordnete Verhältnisse zu sorgen, habe man dem Wunsch stattgegeben. Das Integrationsbrückenangebot richtet sich an junge Migranten. Viele von ihnen sind als Asylbewerber in die Schweiz gekommen und erst seit kurzem im Land. Selbstverständlich dürften die Gebetsräume nicht während des Unterrichts besucht werden, sagt Spöring, sondern nur davor und danach sowie in den Pausen. Die Räume seien «nicht speziell eingerichtet worden» und stünden allen offen, egal, welcher Religion.

«Schritt in die falsche Richtung»

Gar nicht gut kommen die neuen Gebetsräume bei Franz Grüter an, der von der *Weltwoche* davon erfuhr. In Luzern werde an den Schulen «immer mehr auf Gutmenschen gemacht», ärgert sich der Nationalrat und Präsident der kantonalen SVP. Grüter weist darauf hin, dass in seinem Kanton schon Kruzifixe in Schulräumen entfernt werden mussten. Dass es nun Gebetsräume für Muslime gebe, sei «ein weiterer Schritt in die falsche Richtung».

Wie sind die Gebetsräume konkret eingerichtet? Das ist leider nicht zu erfahren. Eine Besichtigung durch die *Weltwoche* sei nicht möglich, heisst es beim Kanton. Man wolle keinen Medienrummel um die neuen Gebetsräume. Ob diese Geheimniskrämerei Sinn macht, ist fraglich. Gerade hat sich anlässlich der sexuellen Übergriffe durch muslimische Männer in Köln gezeigt, dass sich Intransparenz verheerend auf das Vertrauen der Bevölkerung auswirken kann.

Bräute von heute

Von Claudia Schumacher — An der Zürcher Hochzeitsmesse zeigten sich ewig übersteigerte Brautträume im neuen Gewand. Trends aus den USA und soziale Medien geben den Ton an.



Die Wörter «Traum» und «Hochzeit» bleiben das perfekte Paar.

Weiße Stoffmassen, fantastische Kuchenkreationen: essbare Perlen, Cake-Pops, Schmetterlinge, Schwäne und Blumen, Blumen, Blumen als Dekor. Die zehnte Internationale Fest- und Hochzeitsmesse zeigte sich am zweiten Januarwochenende in Zürich von der traumhaften Opulenz, die das Thema verlangt. Was gibt es Neues?

Bei den Kleidern: Ein einziges reicht nicht mehr. Die Brautjungfern kommen! «Junge Bräute orientieren sich vermehrt an amerikanischen Traditionen», sagt ein Aussteller für Brautmoden. «Dass zusätzlich zum Hochzeitskleid nach farblich abgestimmten Kleidern für die Freundinnen der Braut gefragt wird, nimmt zu.»

Bei den Torten: Die zeitgeistige Neigung zum individuellen Kundenwunsch setzt sich fort. Paare können Form, Farbe und Inhalt der Torte ganz nach dem eigenen Bilde formen und die Tortenfiguren in 3-D nach sich selbst gestalten lassen.

Bei den Ringen: Fair Trade. Kein ganz neuer Trend ist es, dass Verlobte die Ringe unter Aufsicht eines Goldschmiedes selber machen. An die Rohstoffe wird aber ein höherer Anspruch gesetzt: Gold gibt es etwa vom Fair-Trade-Label Max Havelaar, allgemein bekannt für seine exotischen Früchte, Kaffee und Schokolade. Beim Gold steht das Label für fairere Löhne in den

Minen. Der ringtechnisch gewissenberuhigte Start in die Ehe kostet ein bisschen mehr, und man muss es mögen, dass der Ehering das gleiche Label trägt wie die Avocado aus dem Supermarkt. Auch erhältlich im Fair-Trade-Sektor: Diamanten aus Kanada oder Australien. Sie kommen fast zum gleichen Preis in den Handel wie fragwürdigere Steine aus Afrika.

Besonders die Brautjungfernkleider und der Nachhaltigkeitsgedanke sind Neuerungen aus den USA, ebenso die immer gefragteren Hochzeitsplaner. «Die heutigen Bräute haben im Familienkreis teilweise noch gar keine Hochzeit erlebt», sagt eine von ihnen. Scheidungskinder, Patchworkfamilien – die grosse, klassische Hochzeit war in diesem Klima zuletzt eher uncool. «Jetzt wird wieder mehr geheiratet, und alles muss perfekt sein.» Die jungen Frauen würden Hochzeiten aber oft nur aus Film und TV kennen – entsprechend unrealistisch seien die Erwartungen. «Mit Ordern voller Fotos, die sie auf sozialen Netzwerken wie Pinterest zusammenklauben, kommen die Mädchen dann zu mir und wollen, dass ich das so umsetze», sagt die Planerin. Nicht gerne hören würden sie dann, dass man einen Stall voller Heu nicht wirklich mit Kerzen ausleuchten könne. Hier zumindest gibt es nichts Neues: Die Wörter «Traum» und «Hochzeit» bleiben das perfekte Paar.

Geld oder Leben

Von Florian Schwab — Deutschland lässt den Schweizer Bankier Eric Sarasin vom Haken.

Die Faktenlage, aufgrund deren die Kölner Staatsanwaltschaft ein grosses Verfahren gegen die Basler Privatbank Sarasin, deren Chef Eric Sarasin und weitere Beschuldigte vom Zaun brach, war von Anfang an dünn. Als Kronzeugen dienten zwei der Steuerhinterziehung überführte deutsche Milliardäre, die sich durch das Bankhaus unsachgemäss informiert fühlten bei einer Anlage in sogenannte Cum-Ex-Geschäfte.

Am letzten Freitag wurde bekannt, dass die Kölner Staatsanwaltschaft zumindest Sarasin persönlich vom Haken lässt: Gegen die Bezahlung einer «Geldauflage» von wenigen hunderttausend Franken wird das Verfahren eingestellt.

Dabei hatte man Sarasin doch schwerer Delikte beschuldigt, bis hin zum gewerbsmässigen Betrug. Angesichts des milden Ausgangs liegt der Schluss auf der Hand: Den Steuerfahndern war voll bewusst, auf welchem dünnem Eis sich ihre Anklage bewegte.

Der Fall zeigt somit mustergültig die Methode, nach der die Kölner Steuerfahndung nicht nur in diesem Fall, sondern allgemein mit dem Schweizer Finanzplatz umspringt: Mit möglichst radikalem Gebaren werden die Beschuldigten in Angst und Schrecken versetzt, damit sie eine Geldstrafe akzeptieren. Dutzende Schweizer Banken befinden sich derzeit in solchen Verhandlungen mit den Beamten des nordrhein-westfälischen Finanzministers Norbert Walter-Borjans (SPD). Man hört davon, dass die Höhe der Strafzahlung wie auf einem orientalischen Basar ausgehandelt werden kann. Sobald Geld fliesst, verliert die Justiz das Interesse. Gravierende strafrechtliche Vorwürfe lösen sich per Federstrich in Luft auf.

Vor die Wahl gestellt, ob «Geld oder Leben», entscheiden sich die meisten Beschuldigten für die Zahlung – ganz egal, wie glaubwürdig die Drohung letztlich ist. Mit der Folge, dass die Kölner Staatsanwälte ihr Blatt nie auf den Tisch legen müssen. Sie gewinnen, unabhängig davon, wie schwach ihre Beweise sind. Den einzelnen Beschuldigten ist es nicht anzukreiden, dass sie sich auf das wüste Spiel einlassen. Zumal sie in den letzten Jahren von der Schweizer Regierung im Kampf gegen gierige ausländische Behörden stets im Stich gelassen wurden. Gefragt wären deutliche Worte aus Bern: Mittelalterlich inspirierte Wegelagererei gehört sich unter befreundeten Nachbarn nicht.

Brisante Botschaft

Von Hubert Mooser — Die *Weltwoche* verrät, wie Simonetta Sommaruga die Masseneinwanderungsinitiative umsetzen will. Höchstzahlen will die Bundesrätin keine festlegen.

Darauf warten die Schweizer seit zwei Jahren: auf die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI). Am 9. Februar 2014 nahmen die Stimmbürger den neuen Verfassungsartikel zur Einschränkung der Zuwanderung an. Für die Umsetzung liess sich die zuständige Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) viel Zeit. Der *Weltwoche* liegt jetzt aber ein Entwurf der Botschaft über die entsprechenden Anpassungen im Ausländergesetz vor. Das Papier datiert von Anfang Januar 2016 und zirkuliert derzeit in diversen Bundesämtern. Am 12. Januar hat Sommaruga die darin aufgelisteten Vorschläge auch mit den Kantonen besprochen. Der Bundesrat soll Ende Februar darüber beraten. An den grossen Linien dürfte sich bis dahin nicht mehr viel ändern.

Der springende Punkt im vorliegenden Entwurf: Sommaruga drückt sich einmal mehr darum, Höchstzahlen und Kontingente für Aufenthaltsbewilligungen an Ausländer zu nennen. Sie will diese nicht im Gesetz festlegen – «da die künftigen Rahmenbedingungen nicht bekannt sind», heisst es im Botschaftsentwurf. Diese werde der Bundesrat jährlich in der Verordnung über Zulassung, Aufenthalt und Erwerbstätigkeit festlegen. Und noch etwas lässt aufhorchen: Sommaruga warnt nämlich bereits davor, dass sich wegen umfangreicher organisatorischer, personeller und technischer Anpassungen bei den Vollzugsbehörden die Inkraftsetzung der Gesetzesanpassung erheblich verzögern könnte.

Und das sind die zentralen Anpassungen im Ausländergesetz:

Schutzklausel — Wie Sommaruga am 4. Dezember ankündigte, will sie die Zuwanderung mit einer sogenannten Schutzklausel steuern. Diese kommt zur Anwendung, wenn der Zustrom aus dem Ausland einen vom Bundesrat festgelegten Schwellenwert überschreitet. Die Verhandlungen mit der EU zur Personenfreizügigkeit laufen weiter. In der Botschaft wird aber eine einseitige Anwendung der Schutzklausel durch die Schweiz vorgeschlagen, falls eine rechtzeitige Einigung mit der EU nicht möglich ist. Falls erst nach Verabschiedung der Botschaft eine Lösung erzielt wird, soll der Bundesrat das Resultat in «geeigneter Weise in die parlamentarische Beratung einbringen». Aber ohne Schwellenwert, Höchstzahlen und Kontingente bleibt die Klausel eine Worthülse.



Kneift bei den Höchstzahlen: Sommaruga.

Schwellenwert — Der Schwellenwert, der den Bundesrat zur Festlegung von Höchstzahlen zwingt, ist im Entwurf nicht präzisiert. Lapidar heisst es darin: Wächst im Zeitraum eines Jahres die ständige ausländische Wohnbevölkerung um mehr als soundso viel Prozent oder um soundso viele Personen, steuere die Schweiz in den folgenden Jahren die Zuwanderung von Personen aus den EU-/Efta-Staaten mit Höchstzahlen und Kontingenten. Die Details sollen in der Verordnung geregelt werden. In den Erläuterungen zu den Anpassungen wird noch eine weitere Variante zur Berechnung des Schwellen-

Zudem warnt Sommaruga vor Retourkutschen der EU, sollte diese die Schutzklausel nicht goutieren.

werts vorgeschlagen: Es sei auch eine Lösung denkbar, bei der nur die Nettozuwanderung von Personen aus den EU-/Efta-Staaten berücksichtigt wird. So könne vermieden werden, dass wegen einer hohen Zuwanderung aus Drittstaaten automatisch auch eine Beschränkung bei Personen aus den EU-/Efta-Staaten erforderlich werde. Stichtag für die Berechnung des Schwellenwerts ist gemäss Entwurf der 1. Juni.

Höchstzahlen — Auch bei den Höchstzahlen kneift Sommaruga und verweist auf die Verord-

nung. Im Papier heisst es dazu: «Der Bundesrat legt die Höchstzahlen und kantonalen Kontingente fest.» Als Auslöser für Begrenzungsmaßnahmen gelte der starke Anstieg der «gesamten ständigen ausländischen Wohnbevölkerung» – also die Nettozuwanderung. Kurzaufenthalts- und Aufenthaltsbewilligungen mit einer Gültigkeitsdauer von über einem Jahr werden ebenfalls mitgerechnet. Bei der Festlegung der Höchstzahlen werden das Potenzial an inländischen Arbeitskräften, Arbeitslosigkeit und so weiter mitberücksichtigt. Für die Ausländerkategorien EU/Efta, Drittstaaten, Asylsuchende werden separate Höchstzahlen vom Bundesrat festgelegt. Die vom Bundesrat beschlossenen Höchstzahlen treten am darauffolgenden 1. Januar in Kraft.

Kommission — Eine neue Zuwanderungskommission soll dem Bundesrat Empfehlungen zum quantitativen und qualitativen Bedarf an ausländischen Arbeitskräften abgeben. Das Gremium soll die Landesregierung auch bei der Festlegung von Höchstzahlen und Kontingenten beraten. Ihr sollen Vertreter der Migrations- und Arbeitsmarktbehörden des Bundes und der Kantone sowie der Sozialpartner angehören.

Drittstaaten — Schon heute gelten für erwerbstätige Personen aus Drittstaaten Höchstzahlen und Kontingente für Aufenthalts- und Kurzaufenthaltsbewilligungen. Neu sollen zahlenmässige Beschränkungen auch für einen Aufenthalt ohne Erwerbstätigkeit gelten, zum Beispiel beim Familiennachzug. Für Grenzgänger aus Drittstaaten werden keine Höchstzahlen festgelegt. Kommt die Schutzklausel zur Anwendung, gelten allfällige Höchstzahlen und Kontingente aber auch für Grenzgänger aus Drittstaaten.

Asylsuchende — Für Asylverfahren sind grundsätzlich keine Höchstzahlen vorgesehen. Für vorläufig Aufgenommene sowie für anerkannte Flüchtlinge mit Aufenthaltsbewilligung sind zahlenmässige Einschränkungen vorgesehen.

Nebst den Anpassungen im Ausländerrecht wird auch der Vollzug der Personenfreizügigkeitsabkommen verbessert. So sollen EU-Bürger, die in der Schweiz einen Job finden, grundsätzlich keinen Anspruch mehr haben auf Sozialhilfe. Weiter sollen die flankierenden Massnahmen ausgebaut und das inländische Arbeitskräftepotenzial gefördert werden. Aufgelistet werden im Papier auch mögliche Auswirkungen der Gesetzesanpassung. Zum Beispiel ein erheblicher Mehraufwand für die Bearbeitung der Bewilligungen bei Anwendung der Schutzklausel. Zudem warnt Sommaruga vor Retourkutschen der EU, sollte diese die Schutzklausel nicht goutieren. Mit diesem Argument ging sie allerdings auch schon vor der Abstimmung vom 9. Februar 2014 erfolglos auf Tour. ○

Personenkontrolle

Sommaruga, Schenker, Stadelmann, de Weck, Kessler, Bigler, Aeschi, Latif

Die Aussage von Justizministerin **Simonetta Sommaruga** ist zwar erst einige Monate alt, trotzdem wirkt sie wie aus einer anderen Zeit: «Wir haben in der Schweiz in diesem Jahr bis jetzt weniger Asylgesuche als 2012», beschwichtigte die Bundesrätin im letzten Sommer. Sie wollte damit den Warnungen entgegenreten, das Asylwesen laufe aus dem Ruder. Inzwischen hat sich die Situation so zuge-spitzt, wie es Sommaruga wohl kaum für möglich gehalten hätte: 2015 kamen insgesamt 39 500 Asylbewerber in die Schweiz, wie die *NZZ am Sonntag* meldete. Das bedeutet ein Plus



«Frauenkurse» für Asylbewerber: Silvia Schenker.

von fast zwei Dritteln gegenüber dem Vorjahr. Damit strömten letztes Jahr so viele Migranten über die Asylschiene in die Schweiz wie nie mehr seit 1999, als im Kosovo ein heisser Krieg in grosser Nähe zu unserem Land wütete. (*are*)

Diese grosse Zuwanderung fremdländischer Asylanten könnte Probleme mit sich bringen, wie sich bei den Übergriffen auf Frauen in Köln in krasser Manier gezeigt hat. Angesichts der Vorkommnisse in Deutschland hat **Silvia Schenker** (SP) vorgeschlagen, spezielle «Frauenkurse» für Asylbewerber durchzuführen. Diese könnten «darüber informiert werden, wie man bei uns mit Frauen umgeht, was erlaubt ist und was nicht», erklärte die ultralinke Nationalrätin gegenüber den Medien. Ob man auf diese Art tiefsitzende kulturelle Prä-gungen muslimischer Männer verändern könnte, sei dahingestellt. Klar ist aber, dass die Einführung von speziellen Genderkursen ein mächtiges Arbeitsbeschaffungsprogramm für Schenkers Berufsgilde bedeuten würde. Die Baslerin ist Sozialarbeiterin. (*are*)

Mit einer Standpauke ans Wahlvolk hat sich Bundesrichter **Thomas Stadelmann** (CVP) via *Schweiz am Sonntag* zur Durchsetzungsinitiative zu Wort gemeldet. Eine Annahme der Vorlage würde die direkte Demokratie gefährden, drohte Stadelmann. Der Entscheid der Mehrheit sei nur gültig, wenn die Rechte von Minderheiten gewahrt werden. Gemeint sind damit kriminelle Ausländer, die künftig, statt eine automatische Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten, mit einem automatischen Verlust derselben rechnen müssten – «bis wir irgendwann über Fragen abstimmen, wie sie in Deutschland in den dreissiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Gesetz wurden». Zur Erinnerung: Im November 1932, bei den letzten freien Wahlen vor Hitlers Putsch, machten die Nationalsozialisten 33,1 Prozent der Stimmen. Sogar Sozialisten und Kommunisten schafften zusammen einen höheren Stimmenanteil (37,3 Prozent). Die Nazis waren demnach eine kriminelle Minderheit, welche die Mehrheit terrorisierte. Weder über den Krieg noch den Holocaust konnten die Deutschen je abstimmen. (*axb*)

Schlechte Nachrichten für SRG-Generaldirektor **Roger de Weck**: Die «No Billag»-Initiative ist zustande gekommen. Das Volksbegehren will die Finanzierung der SRG durch eine steuerähnliche Zwangsabgabe beenden. Die Sammlung der nötigen 100 000 Unterschriften hat Initiant **Olivier Kessler** zusammen mit Jungfreisinnigen und Vertretern der Jungen SVP aus eigener Kraft gesammelt, ohne die Unterstützung mächtiger Parteien oder Verbände. Im Parlament geniesst das Vorhaben auf bürgerlicher Seite allerdings Sympathien und könnte sich zu einer wichtigen Waffe in der Auseinandersetzung um den Service public entwickeln. Der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands, **Hans-Ulrich Bigler** (FDP), legte seiner Gewerbezeitung den Unterschriftenbogen bei. Nationalrat **Thomas Aeschi** (SVP) half beim Unterschriftensammeln, was ihm in der Ausmarchung um die Bundesratsnachfolge von den Truppen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens prompt angekreidet wurde. (*fsc*)

Wer hätte das gedacht: Der deutsche Klimaforscher **Mojib Latif**, einer der lautesten Warner vor der Erderwärmung, und die *Weltwoche* sind für einmal auf der gleichen Linie. Nach dem Klimagipfel in Paris kommentierte dieses Magazin, das dort erzielte Klimaabkommen, das von führenden Politikern als «grosser Schritt für die Menschheit» gefeiert wurde, sei in Wirklichkeit eine weltfremde Pseudo-einigung. Nun stiess Latif ins gleiche Horn: Er sei «überhaupt nicht zufrieden mit den Ergebnissen von Paris», meinte er in einem Interview. «Da wurde nichts Konkretes beschlossen, das sind nur Absichtserklärungen.» (*are*)

Nachruf



Wacher Staatsbürger: Unternehmer Matthys.

Felix W. Matthys (1944–2015) — Er scheiterte, weil seine Idee zwar richtig war, aber zu früh kam. Im Gegensatz zu den meisten anderen Akteuren im Medienzirkus riskierte er das eigene Geld. Felix W. Matthys stammte aus einer soliden Mittelstandsfamilie und wurde Ökonom. Ausserdem war er ein wacher Staatsbürger und engagierte sich im Medienbereich, zunächst im SRG-kritischen «Hofer-Club», später auch als Präsident der SVP in der Stadt Zürich.

Er sah die Dinge richtig: die Schweiz als medienwirtschaftliches Brachland, das seine Chancen im Zeichen der Satellitentechnik nicht nutzte, weil die SRG um ihr Monopol fürchtete. Im Gegensatz etwa zu den Zeitungsverlegern fand er sich damit nicht ab und gründete EBC, den European Business Channel, der am 3. November 1988 auf Sendung ging. Zur gleichen Zeit, als CNN weltweit mit «Moneyline» um den Durchbruch kämpfte, lieferte EBC ein professionelles Frühstücksprogramm, erweiterte es auf täglich sechs Stunden, arbeitete mit Wall Street Journal TV und Nikkei. EBC plante eine europäische Verbreitung über Satellit, hatte aber zu wenig Kraft zum Durchhalten. Mitte 1990 verschwand der Sender vom Bildschirm und ging in Konkurs.

«Die beharrenden Kräfte der SRG, der Linken, der CVP und Bundesrat Koller», so Matthys' Eigendiagnose, hätten das Projekt abgewürgt. Trotz Schicksalsschlägen rappelte er sich wieder auf und war später als Bauunternehmer vor allem in Nigeria tätig. Matthys starb kurz vor Weihnachten nach langer Krankheit. *Karl Lüönd*

Importierte Unsicherheit

Von Peter Keller und Morten Morland (Illustration) — Die Kriminalität in der Schweiz ist in den letzten Jahren markant gestiegen. Die Mehrzahl der schweren Verbrechen begehen Ausländer. Die Linke will die Nennung der Täterherkunft untersagen.

Die massiven Übergriffe in Köln und anderen deutschen Städten haben auch in der Schweiz die Debatte neu entfacht: Wie hoch ist die importierte Kriminalität? Wie sieht der Ausländeranteil in den hiesigen Gefängnissen aus? Wer begeht überproportional häufig schwere Verbrechen wie Raub, Mord, Vergewaltigung? Gibt es Nationen, die in den Kriminalstatistiken auffällig stark repräsentiert sind?

Ein Blick in die Gefängnisse nimmt eine Antwort vorweg: Die grosse Mehrheit der Insassen hat keinen Schweizer Pass. Der Ausländeranteil in den Schweizer Vollzugsanstalten beträgt total 73,0 Prozent. In der Untersuchungshaft sind sogar 80,7 Prozent Ausländer.

Das Bundesamt für Statistik (Bfs) weist für das Jahr 2014 einen Ausländeranteil bei den Verurteilten von insgesamt 58 Prozent aus, wobei dieser um einiges höher ausfällt bei schweren Delikten. So werden einfache und schwere Körperverletzungen zu 63 beziehungsweise 65 Prozent von Personen ohne Schweizer Pass begangen. Noch höher liegen die Quoten im Bereich Vergewaltigung (67 Prozent), Drohung, Nötigung, Menschenhandel und so weiter (70 Prozent), Sachbeschädigung (72 Prozent), Erpressung (73 Prozent), Raub (76 Prozent). Die höchsten Ausländeranteile finden sich bei Diebstahl und Hehlerei mit je 83 Prozent.

Raub, Gewalttaten, Sexualverbrechen

Schwere Verbrechen werden also überdurchschnittlich häufig von Ausländern begangen, was auch den hohen Anteil von Nichtschwei-

zern in den Gefängnissen erklärt. Allerdings sind diese Zahlen näher einzuordnen. Einmal setzt sich der Ausländeranteil aus Personen zusammen, die in der Schweiz wohnhaft sind, und Personen, die als Kriminaltouristen den offenen Schengenraum für ihre Aktivitäten nutzen. Aber auch wenn diese beiden Ausländergruppen unterschieden werden, gibt es deutliche Abweichungen zwischen Schweizern und Personen mit Niederlassungsbewilligung.

Ein paar Beispiele und Vergleiche: Per Ende 2014 betrug der Anteil der ständigen ausländischen Bevölkerung in der Schweiz 24,3 Prozent. Im gleichen Jahr wurden 1112 Schweizer wegen einfacher Körperverletzung verurteilt. Bei Ausländern mit Niederlassungsbewilligung waren es 1001 Person. Das macht eine rund vier Mal höhere Delinquenzquote der hier ansässigen Ausländer. Diese begehen auch rund viermal mehr Vergewaltigungen, Raufhandel, Betrug und schwere Körperverletzungen. Noch deutlicher fällt die Abweichung im Bereich häusliche Gewalt aus (siehe Grafik unten rechts). In den Bereichen Raub, Diebstahl, sexuelle Nötigung beträgt der Unterschied immer noch Faktor drei. Mit anderen Worten: Das Problem der Ausländerkriminalität ist nicht allein den Kriminaltouristen zuzuschreiben. Ein wesentlicher Anteil schwerer Verbrechen wird von Personen begangen, die hier ordentlich angemeldet sind und über eine Niederlassungsbewilligung verfügen.

Wenn von Ausländerkriminalität die Rede ist, verteilt sich diese allerdings sehr unterschiedlich auf die einzelnen Nationen (siehe

Grafik auf Seite 16). Von allen grösseren hier lebenden Bevölkerungsgruppen weisen Schweizer die tiefste Kriminalitätsquote aus mit 90 Straftaten pro 10 000 Einwohner.

Im gleichen Bereich liegen die Nachbarnationen Deutschland (94) und Österreich (104). Tendenziell höhere Werte ergeben sich für Franzosen (110) und Italiener (136). Mit 162 Straftaten pro 10 000 Einwohner folgt Portugal. Personen aus dem Balkan kommen auf eine durchschnittlich zwei- bis dreimal so hohe kriminelle Energie wie die Schweizer – Mazedonien: 180 Straftaten, Bosnien-Herzegowina: 205, Kosovo: 217, Serbien/Montenegro: 245.

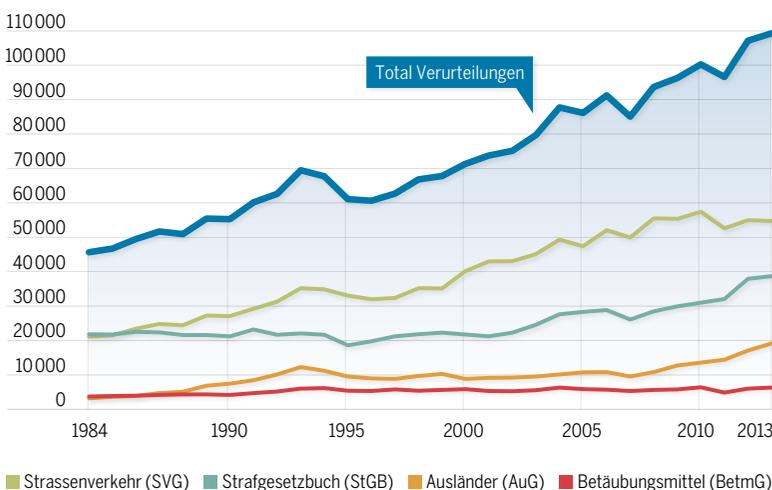
Magnet für Kriminaltouristen

Eine nächste Gruppe bilden in der Schweiz wohnhafte Algerier und Türken, die 3,8 beziehungsweise 3,4-mal so häufig gegen das Straf- und das Betäubungsmittelgesetz verstossen. Mit 456 (Marokko) und 485 (Tunesien) Beschuldigten pro 10 000 Einwohner setzen sich diese beiden nordafrikanischen Nationen nochmals deutlich ab von der übrigen ausländischen Bevölkerung. Einsamer Spitzenreiter ist allerdings eine Gruppe, die zwar polizeibekannt, aber in der öffentlichen Wahrnehmung wenig präsent ist: Personen aus der Dominikanischen Republik. Sie weisen 631 Straftaten pro 10 000 Einwohner aus. Ihre Kriminalitätsquote ist siebenmal so hoch wie jene der Personen mit Schweizer Pass.

Diese Rangliste deckt sich mit den Einschätzungen des Bundesamtes für Polizei (Fedpol)

Anzahl Verurteilungen aufgrund der wichtigsten Gesetze

Entwicklung von 1984 bis 2013



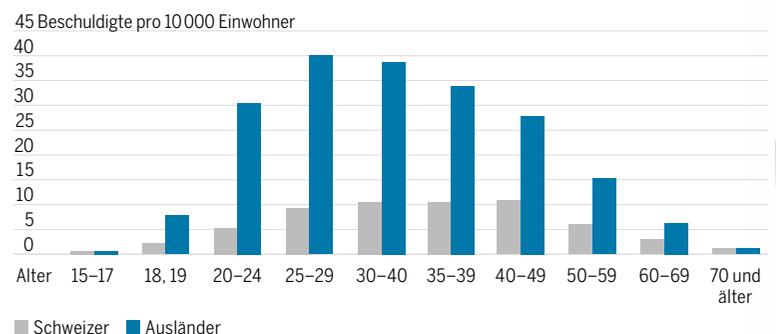
QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

Häusliche Gewalt

Beschuldigte nach Aufenthaltsstatus, in Prozent



Männliche Beschuldigte in der Partnerschaft: Belastungsraten nach Alter, 2011.

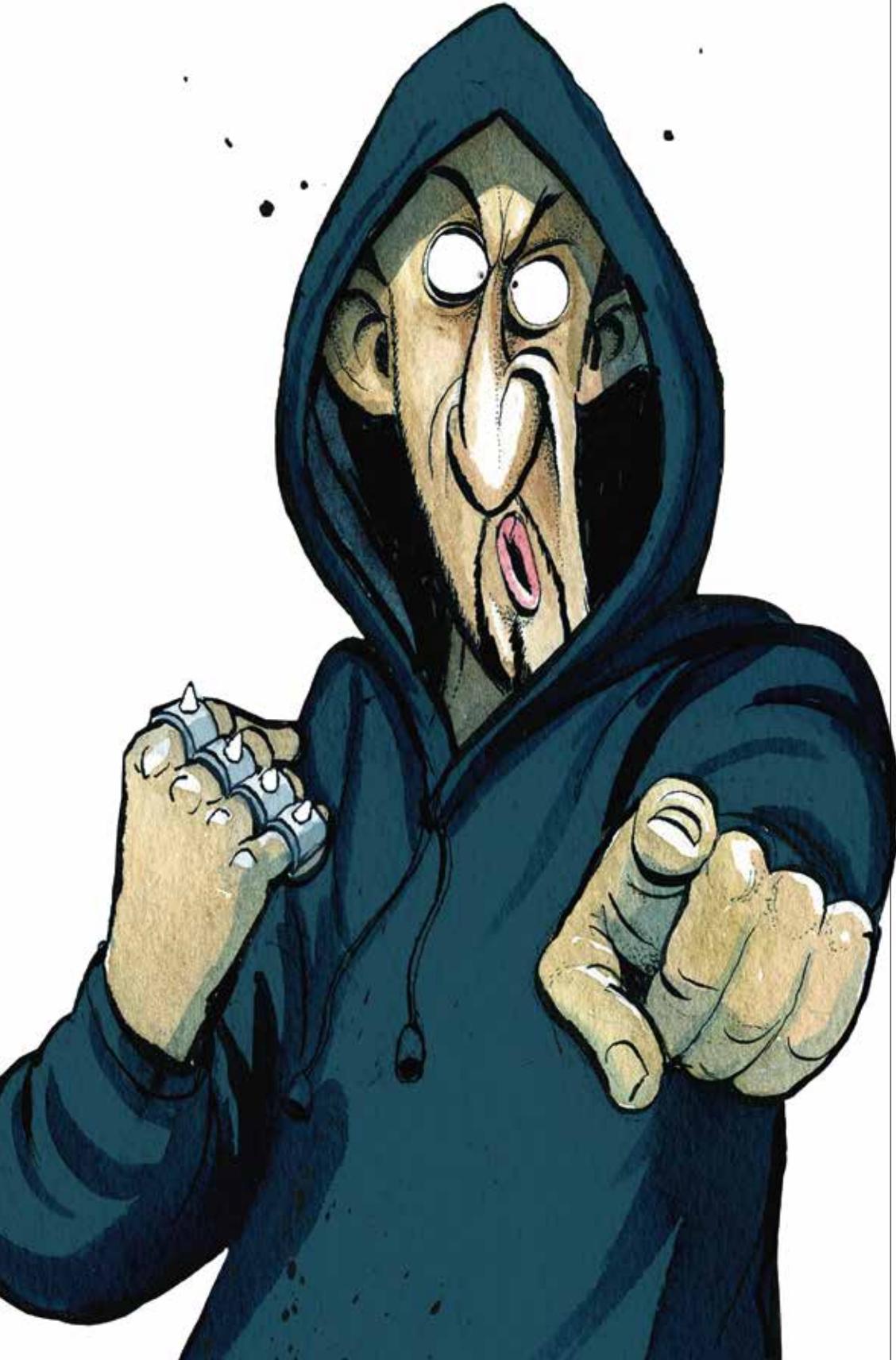


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

Die Zahl der Verurteilungen nahm nach Einführung der Personenfreizügigkeit und der offenen Grenzen (Schengen-Abkommen) stark zu.

zur inneren Sicherheit, wo allerdings sämtliche Ausländerkategorien Niederschlag finden. Im Jahresbericht 2014 werden im Kapitel «Organisierte Kriminalität» ausschliesslich Gruppen nichtschweizerischer Herkunft aufgeführt, ethnisch insbesondere albanische Clans aus dem Kosovo, aus Mazedonien oder Albanien seien «in erheblichem Mass» in der Schweiz aktiv.

Die Schweiz ist zudem ein beliebtes Zielland für Kriminaltouristen, die im Bericht als «mobile kriminelle Gruppierungen» bezeichnet werden. Diese stammen hauptsächlich aus Zentral- und Südosteuropa, wobei Rumänen die mit Abstand grösste Gruppe bilden. Gemäss Fedpol würden diese sehr professionell Einbrüche und (Trick-)Diebstähle begehen oder seien in der organisierten Bettelei tätig. In der Regel gehö-



Verurteilungen und Verurteilte

Anteil der Ausländer am Total aller 2014 verurteilten erwachsenen Personen, in Prozent

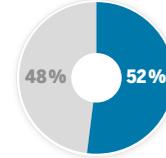
Total

58%
AUSLÄNDER

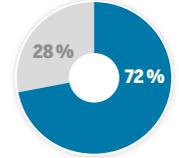


42%
SCHWEIZER

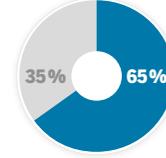
Vorsätzliche Tötung



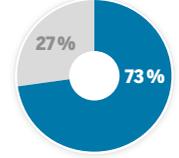
Sachbeschädigung



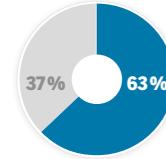
Schwere Körperverletzung



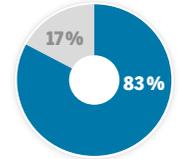
Erpressung



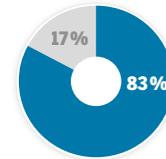
Einfache Körperverletzung



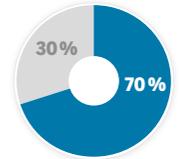
Hehlerei



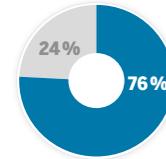
Diebstahl



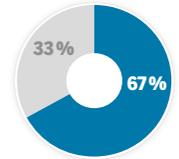
Total Freiheit*



Raub



Vergewaltigung

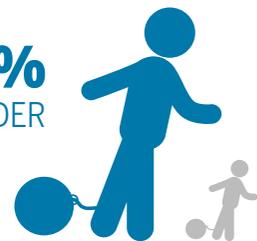


*Drohung, Nötigung, Menschenhandel, Geiselnahme usw.

Freiheitsentzug und Strafvollzug

Insassen in Untersuchungshaft 2013

80,7%
AUSLÄNDER



19,3%
SCHWEIZER

Gesamter Insassenbestand Freiheitsentzug/Strafvollzug

73,0%
AUSLÄNDER



27,0%
SCHWEIZER

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

Die meisten Häftlinge haben keinen Schweizer Pass.

Sicherheit

Kosten erfragen

Wie viel ist den Leuten die Beseitigung der Kriminalität wert? Von Beat Gygi

Wie stark belastet Kriminalität eine Gesellschaft? Man kann die Frage zunächst von den Kostenposten her angehen. Die Frage nach den Kosten, die kriminelle Ausländer im Aargau für Polizei, Sicherheitsdienste und Haft verursachen, wurde 2012 von der Regierung so beantwortet: Der Strafvollzug bei 86 Ausländern kostet gut 8 Millionen Franken pro Jahr. Mehr wurde nicht gesagt. Ähnlich tönt es bei anderen Kantonen. Die Mess- und Steuerungsinstrumente, die man sich früher in der Begeisterung über das New Public Management vorgestellt hatte, sind nicht realisiert worden.

Das passt zur Buchhaltung der öffentlichen Hand, die selbst zur Rendite des umfangreichen Staatsvermögens keine Angaben erlaubt. Ein anderer Ansatz bestünde darin, das ganze Budget für Sicherheit, Gerichte und Strafvollzug zu nehmen und proportional auf die Anzahl krimineller Inländer und Ausländer aufzuteilen. Soll man die Ausländerquoten bei Diebstahl, bei Körperverletzung oder bei Vergewaltigung nehmen? Zählen die Budgets für Polizei und für Migration dazu? Sind 400 Millionen Franken pro Jahr für den Kanton Zürich realistisch? Man weiss wenig.

Verlässlichere und umfassendere Ansätze bietet die Ökonomie. Die Methode besteht darin, dass man Menschen befragt, wie sie ihre Lebenssituation auf einer Skala von 0 (sehr schlecht) bis 10 (sehr gut) sehen. Dieser Wert allein sagt noch wenig aus. Aber wenn man wichtige Lebensumstände der Befragten ebenfalls notiert und dann untersucht, ob diese einen speziellen Einfluss auf die Befindlichkeit haben, gewinnt man wichtige Informationen, beispielsweise zur Auswirkung einer Einkommenserhöhung oder von Lärm auf das Lebensgefühl. Die Schweizer Ökonomen Bruno Frey, Simon Lüchinger und Alois Stutzer verwendeten diesen Ansatz, um die Kosten des Terrorismus zu ermitteln. In grossen Umfragen haben sie in Frankreich, Grossbritannien und Irland/Nordirland untersucht, wie viel Einkommen die Menschen opfern würden, wenn sie in ihren Gebieten vom Terrorismus befreit würden. In Nordirland hätten die Leute 26 bis 37 Prozent ihres Einkommens dafür hergegeben, im Paris der neunziger Jahre 4 bis 8 Prozent.

ren diese Personen «grösseren Clans» an und würden sich zudem oft als Minderjährige ausgeben. Damit wird in höflichem Verwaltungsdeutsch umschrieben, dass es sich bei der Täterschaft im Wesentlichen um Roma handelt.

Unterschiedliche politische Rezepte

Wie entwickelt sich die (Ausländer-)Kriminalität in der Schweiz? Und wie reagiert die Politik auf das Phänomen der importierten Unsicherheit? Der polizeilichen Kriminalstatistik 2014 ist zu entnehmen, dass die Anzahl der verzeigten Straftaten gegenüber dem Vorjahr rückläufig sei, wobei die Abnahme beim Betäubungsmittelgesetz hauptsächlich auf die Einführung von Ordnungsbussen für den Konsum von Cannabis zurückzuführen sei und diese Vergehen nicht mehr als Anzeigen geführt würden.

Mit verschärften Gesetzen werden in anderen Bereichen neue «Kriminelle» produziert.

Während die Politik bei den leichten Drogen die Gesetze entschärft hat, produziert sie in einem anderen Bereich neue «Kriminelle». Das zeigt die Entwicklung der Verurteilungen beim Strassenverkehr. Die Verschärfung der Gesetze, häufigere Kontrollen, die Senkung der Alkoholgrenze und der ungestillte Hunger der kantonalen Finanzdirektoren nach Bussgeldern hat die Zahl der Verurteilten massiv nach oben getrieben. Weisen die Statistiken für 1984 noch rund 20 000 Verurteilungen aus, sind es heute rund 55 000 pro Jahr.

Anders im Bereich des Strafgesetzes. Ob schwere Gewaltdelikte oder Raub: Straftaten

dieser Art führten schon immer zu Verurteilungen. Insofern sind hier die Zahlenreihen aufschlussreicher. Gemäss BFS gibt es einen markanten Anstieg der Verurteilungen, von gut 21 000 (1984) auf gut 38 000 (2013). Wobei es zwei markante Schübe gab: Zwischen 2002 und 2004 sowie 2012, also nach Einführung der Personenfreizügigkeit und der offenen Grenzen (Schengen-Abkommen). Noch frappanter ist die Zunahme der Verurteilungen beim Ausländergesetz. Die Zahl hat sich allein seit 2007 verdoppelt und erreicht 2013 einen neuen Höchststand (19 100 Verurteilungen).

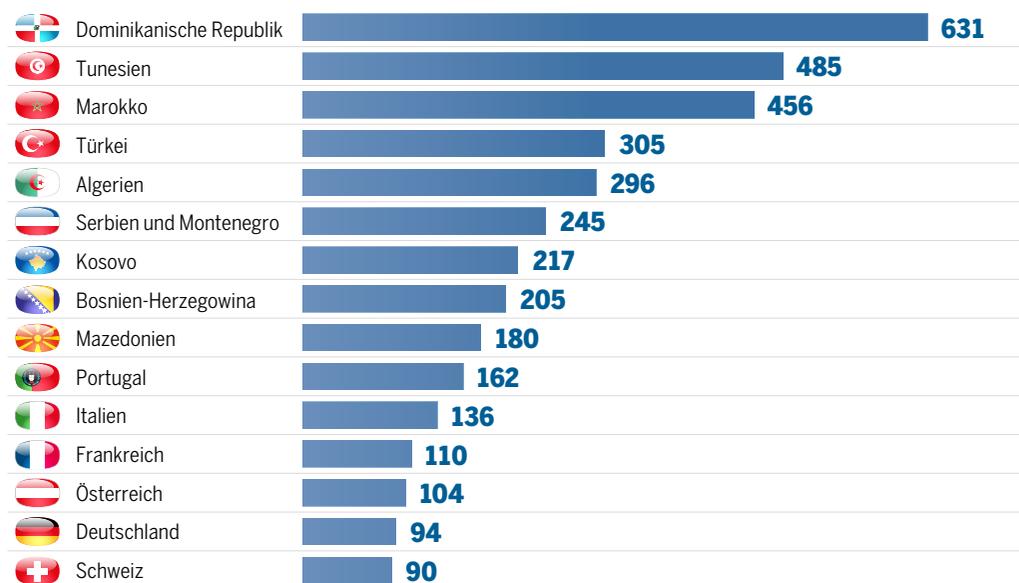
Die Politik reagiert unterschiedlich auf das Phänomen der Ausländerkriminalität. Die SVP pocht auf eine konsequente Ausschaffung krimineller Ausländer und gewann mit diesem Anliegen die Mehrheit der Bevölkerung (Ausschaffungsinitiative). Da der inzwischen vom Parlament ausgearbeitete Gesetzesentwurf wieder eine «Härtefallklausel» vorsieht, schob die Volkspartei eine zweite Vorlage (Durchsetzungsinitiative) nach, die bei schweren Delikten einen automatischen Landesverweis nach sich zieht, auch wenn der ausländische Delinquent im Extremfall in der Schweiz geboren ist. Die Abstimmung dazu findet Ende Februar statt.

Anders die Linke: In der Stadt Zürich haben SP, Grüne, die Alternative Liste mit Unterstützung der Grünliberalen beschlossen, dass in Polizeimeldungen die Herkunft der Täter mit wenigen Ausnahmen nicht mehr genannt werden dürfe. Das Problem der überproportional hohen Ausländerkriminalität dürfte damit allerdings nur statistisch gelöst sein.

Peter Keller ist SVP-Nationalrat und freier Autor der *Weltwoche*.

Anzahl Straftaten nach Nationen, pro 10 000 Einwohner

Ständige Wohnbevölkerung, Beschuldigte gemäss Strafgesetz und Betäubungsmittelgesetz



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

Bis zu siebenmal krimineller: Beschuldigte gemäss Straf- und Betäubungsmittelgesetz.

Im Zweifel für Europa

Von Alex Baur — Die Schweizer Bundesrichter zeigen sich nachsichtig gegenüber ausländischen Verbrechern. Auch bei schweren Delikten verzichten sie auf Ausweisungen. Sie schielen nach Strassburg.



Vorsätzliche Tötung: Nekti T. (r.) nach einem Gerichtsurteil in Olten, 2010.

Es war ein Verbrechen, das die Nation erschütterte. Am 8. November 2008 liefern sich drei Secondos – ein Grieche, ein Türke und ein Kroat – ein Autorennen. In Schönenwerd SO kracht der Grieche Nekti T. innerorts mit rund 120 Stundenkilometern auf einen korrekt abbiegenden Personenwagen, zwei Unschuldige wurden verletzt, eine 21-jährige Schweizerin wird getötet. Nekti T. hat das Auto seiner Opfer gesehen, wie er später einräumt, und den Crash in Kauf genommen, weil er das Rennen unbedingt gewinnen wollte. Wegen vorsätzlicher Tötung verurteilt ihn das Solothurner Obergericht 2012 zu sechs Jahren Gefängnis.

Im letzten Juli, also fast sieben Jahre nach der Tat, entscheidet die für Ausländerfragen zuständige II. öffentlich-rechtliche Abteilung des Bundesgerichtes: Nekti T. darf trotz seines Verbrechens in der Schweiz bleiben (Urteil 2C_406/2014). Der hier aufgewachsene Nekti T. war zur Tatzeit gerade 18 Jahre alt, er war nicht vorbestraft, hat sich nach der Tat wohl verhalten und seine Gipserlehre abgeschlossen; verkehrspsychiatrische Gutachten gehen von einem einmaligen Exzess eines Spätpubertierenden aus; Nekti T. darf sogar wieder Auto fahren, seine Strafe hat er verbüsst.

Nun kann man darüber streiten, ob der Landesverweis im konkreten Fall eine übertriebene Härte oder halt doch eine notwendige Warnung

an Nachahmer gewesen wäre. Doch diese Frage ist nach Meinung der Bundesrichter unzulässig. «Generalpräventive Gesichtspunkte», heisst es im Urteil, «können die Weg- oder Ausweisung eines EU-Bürgers nicht rechtfertigen.» Die Personenfreizügigkeit erlaube nur das Abschieben von Delinquenten, welche die öffentliche Sicherheit direkt gefährden.

Dass der Souverän 2011 eine harte Linie in der Verfassung verankerte, ist für die Lausanner Richter nicht einmal einen Nebensatz wert. Massgeblich ist für sie in erster Linie die

Auch Secondos ohne EU-Pass können mit verständnisvollen Bundesrichtern rechnen.

Praxis der europäischen Gerichtshöfe in Luxemburg und Strassburg, wie sie kürzlich in einem anderen Urteil proklamierten («Arroganz der Macht», *Weltwoche* Nr. 49/15).

Auch Secondos ohne EU-Pass können mitunter mit verständnisvollen Bundesrichtern rechnen. Im letzten April (Urteil 2C_896/2014) machten diese die Ausschaffung eines heute 27-jährigen Bosniers rückgängig, der als Zweijähriger in die Schweiz eingewandert war. Wegen 69 bandenmässig und 24 in Eigenregie verübten Einbruchdiebstählen, 58 Sachbeschädigungen

und 75 Hausfriedensbrüchen, Kreditkartenbetrugs sowie grober Verkehrsregelverletzung hatte die Solothurner Justiz den Bosnier 2012 zu einer teilbedingten Freiheitsstrafe von 36 Monaten verurteilt. Ins Gefängnis musste er allerdings nie, die Sanktion erschöpfte sich in einer elektronischen Fussfessel, die während eines Jahrs seine Bewegungsfreiheit einschränkte.

Dem Bosnier hielten die Richter zugute, dass er wegen einer angeblich überwundenen Spielsucht im Alter von 18 bis 20 Jahren delinquentiert hatte, sich seither wohl verhalten, eine Lehre abgeschlossen und nie Sozialhilfe bezogen hatte (was bei Immigranten offenbar als besondere Leistung honoriert wird). Eine härtere Politik verfolgen die Bundesrichter, wenn Gewalt im Spiel ist. So bewilligten sie 2013 die Ausweisung eines 23-jährigen, in der Schweiz geborenen, aber nur teilweise hier aufgewachsenen Türken, der eine Reihe schwerer Raubdelikte begangen hatte und keinerlei Integrationsbereitschaft zeigte (Urteil 2C_166/2013).

Schmerzensgeld für Gewalttäter

Ein Jahr zuvor hatten dieselben Richter die Ausweisung eines 28-jährigen Secondos aus Serbien verfügt, der 2010 in Schwyz wegen Gefährdung des Lebens, Drohungen und Tötlichkeiten, Nötigung und Entführung sowie Vergehen gegen das Waffengesetz zu einer teilbedingten Strafe von 28 Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Doch auch diese Härte ist nicht in Stein gemeisselt. Wenn ein Verbrecher einen Ehepartner oder gar Kinder in der Schweiz hat, wird eine Ausweisung eher unwahrscheinlich. So begrenzte das Bundesverwaltungsgericht 2014 die Ausweisung eines notorischen Einbrechers aus Bosnien auf vier Jahre. 2013 verzichtete dasselbe Gericht im Fall eines Bosniers, der wegen sexueller Handlungen an der eigenen Tochter zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden war, sogar ganz auf einen Landesverweis.

Die Nachsicht begründen die Schweizer Gerichte mit einer Reihe von Präzedenzurteilen des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte in Strassburg. Dieser verfügte bereits 2008 die Rücknahme eines notorisch gewalttätigen Türken, der mit sechs Jahren in die Schweiz gekommen und mit 22 Jahren ausgeschafft worden war, nachdem er rund dreissig zum Teil gravierende Delikte (darunter schwere Körperverletzung, Raub und Drohung) begangen hatte. Die Schweiz musste dem Gewalttäter sogar noch 3000 Euro Schmerzensgeld zahlen. Auch im Fall eines nigerianischen Drogenschleppers und Sozialrentners, der zu 42 Monaten Gefängnis verurteilt worden war, untersagte Strassburg 2013 mit Verweis auf das Familienleben eine Ausweisung. Und dies, obwohl der Delinquent von seiner Schweizer Frau geschieden war und gar nicht mit seinen Kindern zusammenlebte. Für Strassburg mag es ein Einzelfall sein, für die Schweizer Richter ist es ein Befehl von allerhöchster Instanz. ○

Landkarte des Verbrechens

Von Philipp Gut und Morten Morland (Illustration) — Das Geschäft mit der Kriminalität ist fest in ausländischer Hand. Allerdings gibt es grosse Unterschiede zwischen den Nationalitäten. Fahnder erzählen, auf welche Verbrechen die verschiedenen Tätergruppen spezialisiert sind.

Die Bundesstatistiker schlüsseln die ausländischen Straftäter neuerdings nach Aufenthaltsstatus auf. Dies erlaubt es, den Täterkreis genauer zu bestimmen. Dabei zeigt sich, dass ein Grossteil der Verurteilungen im Wachstumsmarkt der Vermögensdelikte ausländische Personen betrifft, die weder eine Niederlassungsbewilligung noch eine Aufenthaltserlaubnis besitzen (siehe Artikel Seite 14). Weniger technokratisch ausgedrückt: Die Kriminalität in der Schweiz ist im Wesentlichen auf zwei Tätergruppen zurückzuführen: auf Kriminaltouristen, die dankbar die offenen Grenzen nutzen. Und auf Asylbewerber, die unter dem Vorwand politischer Verfolgung kriminelle Zwecke verfolgen.

«Seit Schengen hat alles überbordet»

Was die Statistiken und Zahlen nicht zeigen, sind die genaueren Umstände der Taten. Fahnder, die täglich mit ausländischen Dieben und Einbrechern zu tun haben, zeichnen ein anschauliches Bild. Erkennbar werden – je nach Herkunft der Täter – unterschiedliche Vorgehensweisen sowie eine erstaunliche Differenzierung der kriminellen Geschäftsfelder, ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Rumänen — «Heerscharen», sagt ein erfahrener Frontpolizist. «Seit Schengen hat alles überbordet.» Jeder zweite Einbrecher, den sie verhaften, sei ein Rumäne, viele davon ethnische Roma. Einbrüche, Diebstähle, Tricks: Da seien sie stark. Das Entreissen von Halsketten gilt als besondere Spezialität.

Auffällig vertreten sind Rumänen auch als Zuhälter auf dem Strassenstrich und in Bordellen der unteren Niveaulasse. Dagegen könne man wenig tun. Die Frauen stritten meist alles ab; Menschenhandel nachzuweisen, sei sehr schwierig. Die Geldbussen wirkten überhaupt nicht abschreckend, so der Polizist.

Ein jüngeres Phänomen ist die Cyberkriminalität. Auch dort haben die Rumänen aufgerüstet. Es gebe ganze Dörfer und kleine Städte, die darauf spezialisiert seien. Täglich verschickten die Bewohner Tausende falscher Mails. Laut einem TV-Bericht verdienen Einzelne so bis zu 2000 Franken – pro Tag. Hinzu kommt das «Skimming», die Manipulation von Geldautomaten. Hier belegten die Rumänen die zweite Stelle, hinter den führenden Bulgaren.

Roma — Eine besondere Herausforderung für Polizei und Justiz sind die oft minderjährigen

Roma, die von ihren Clans – eigentlichen Familienbetrieben des Verbrechens – von früh auf in das kriminelle Handwerk eingeweiht werden. Oft sind sie in Gruppen von zwei oder drei Personen unterwegs, häufig Mädchen. Würden sie gefasst, seien sie unverfroren bis frech – und selbstbewusst. Explizit bekomme man von ihnen zu hören, in der Schweiz gebe es ja sowieso «keine Strafen». Tatsächlich sind die meisten jugendlichen Täter nach wenigen Stunden wieder auf freiem Fuss. Dabei können sie auf ein Netz von spezialisierten Anwälten zählen.

Albaner und Kosovaren — Die «Anzahl der Täter aus Albanien» nimmt laut Bundesamt für Polizei (Fedpol) zu. «Sie decken das komplette Strafgesetzbuch ab. Es gibt nichts, was sie nicht täten», so ein Fahnder. Der Heroinhandel ist seit Jahren in ihrer Hand. Der Stoff kommt aus Afghanistan via den Iran, Albanien und das Kosovo in die Schweiz. Oft wird er in extra präparierten Autos transportiert (doppelter Boden etc.), teilweise in Postsendungen. Verteilt werden die Drogen durch sogenannte Läufer, die meist sehr jung sind. In grösseren Städten wie Zürich kommt es fast täglich zu Festnahmen, doch die Dealer seien jeweils schnell wieder draussen, sagt ein Polizist. Meistens gebe es ein Schnellurteil, bedingt. Falls es zu Landesverweisen komme, würden die Läufer sofort durch neue ersetzt.

Die Kosovaren- und Albaner-Gangs gelten als sehr gut organisiert, sie arbeiten in Netzwerken und Grosssippen. Auch Einbrüche kämen häufig vor, allerdings weniger in Privatwohnungen, sondern in Firmen (Tresore!). Eine weitere Handschrift der Albaner seien Fensterbohrer-Einbrüche, während die Roma lieber mit Schraubenziehern hantierten.

Serben — Der Balkan und Osteuropa sind auf der Landkarte des Verbrechens «erheblich» vertreten, wie das Fedpol in seinem jüngsten Jahresbericht mitteilt. Auch die Serben profitieren dabei vom Netzwerk ihrer Landsleute in der Schweiz. Häufig steigen sie bei Verwandten ab. Unter den Tätern sind sowohl Kriminaltouristen wie auch Leute mit Aufenthaltserlaubnis und Eingebürgerte.

Legendär ist die Bande der «Pink Panther», die besonders brutal vorgeht. Mittlerweile verübten «schon viele» Gruppen Rammbockattacken auf Geschäfte, so eine Polizeiquelle. Aber die Mitglieder der «Pink Panther» scheuten

auch nicht vor dem Einsatz von Schusswaffen zurück. Im Visier der serbischen Banden stehen neben Juwelier- auch Sport- und Kleidergeschäfte oder Detailhändler. Zigaretten etwa würden «lastwagenweise abtransportiert».

In Polizeikreisen sind ganze Ortschaften in Serbien bekannt, wo immer wieder Täter herkommen, etwa Krusevac oder Kragujevac. Wenn dort neue Kleiderkollektionen in die Läden kämen, seien sie zuvor oft in der Schweiz geklaut worden. Erschwert würden die Ermittlungen dadurch, dass die Täter in Serbien beliebig neue Namen annehmen dürfen. Man finde sie so nicht mehr in der Fahndungsdatenbank, und Zufallstreffer entfielen fast ganz, klagt ein Kripobeamter.

Polen — «Kaum gestohlen, schon in Polen»: Das treffe durchaus zu, sagt ein Polizist. Spezialisiert seien die polnischen Delinquenten auf den Diebstahl von Autos, daneben Maschinen – auch für den täglichen Gebrauch –, Buntmetall, Navigationsgeräten. Stark seien sie auch bei organisierten Taschendiebstählen in Zügen. Spektakulär waren vor einigen Jahren die Einbrüche der «Koszaliner Gruppe», die mit Vorschlaghämmern Schaufenster von Juweliengeschäften zertrümmerte, unter anderem auch in Deutschland.

Moldawier — Die Einbrecher aus dem kleinen osteuropäischen Staat Moldawien gehen brachial vor («Sie gehen über Leichen»), operieren mit gestohlenen Fahrzeugen und Nummernschildern und sind sehr mobil. «Sie ziehen eine Spur durch das ganze Land.» Die Ermittlungen betreffen daher die Polizeikorps vieler Kantone. Das mache es schwierig für Polizisten und Richter. Oft sei die Haftzeit bereits abgelaufen, bis überhaupt der Gerichts-

Explizit bekomme man zu hören, in der Schweiz gebe es ja sowieso «keine Strafen».

stand feststehe. Zum Täterbild sagen die Quellen: guttrainierte junge Männer zwischen 18 und 25 Jahren, kahlrasiert, optisch schwer voneinander zu unterscheiden. Viele steckten im Asylverfahren: «Nacht für Nacht ziehen sie los.»

Georgier — Auch unter den georgischen Kriminellen in der Schweiz seien auffallend viele



«Sie decken das komplette Strafgesetzbuch ab.»

Asylbewerber. Andere operierten von Frankreich aus, betroffen seien daher vor allem die Kantone Genf und Waadt, berichten Insider. Ihr Markenzeichen bei Wohnungseinbrüchen: Sie brechen den Zylinder mit einem sogenannten Engländer ab. Bei Ladendiebstählen hätten sie es häufig auf Zigaretten und Spirituosen abgesehen. Die Georgier sind streng hierarchisch organisiert, gesteuert von den «Dieben im Gesetz» – ihrer Mafia.

Tunesier — Die jungen Männer aus dem Maghreb – neben Tunesiern auch Algerier und Marokkaner – kommen laut Fedpol häufig als Asylbewerber in die Schweiz, um hier ihre kriminellen Geschäfte zu tätigen: Diebstahl (Taschen- und Einschleichdiebstähle, Fahrzeugeinbrüche), Raub. Ein Ermittler schildert sie als brutal («hohes Gewaltpotenzial»), häufig betrunken und renitent.

Nigerianer — Mit Blick auf Täter aus Afrika stechen die Nigerianer heraus. Sie beherrschen seit Jahren den Kokainhandel, Asylanten die-

nen als sogenannte *Chügeli*-Dealer. Grössere Fische sichern sich oft das Schweizer Bürgerrecht mit Scheinehen. In konspirativen Wohnungen wird der Stoff verteilt und verpackt. Würden Nigerianer gefasst, kooperierten sie nie, erzählt ein Fahnder. Sie stritten alles ab und sprächen bewusst kein Englisch, sondern irgendeinen nigerianischen Dialekt.

Chilenen und Kolumbianer — Als eher neueres Phänomen beschreibt die Polizei Verbrecher aus südamerikanischen Ländern wie Kolumbien oder Chile. Sie reisten oft mit echten Pässen, aber unter falscher Identität. Sie seien international vernetzt und könnten häufig auf Verwandte und Bekannte zurückgreifen. Geld und Schmuck stünden bei ihnen besonders im Fokus. Die Beute schickten sie gern in Postpaketen in die Heimat.

Dominikaner — Die vergleichsweise eher kleine Gemeinde der Dominikaner weist in der Kriminalstatistik einen Spitzenwert auf. Punkto Drogenhandel (Kokain) sind sie mitt-

lerweile fast so stark wie die Nigerianer. Der Markt boome weiterhin, sagen Kenner. Ihr Stoff sei oft gestreckt.

Was tun? Für die Ermittler ist ein Grossteil der Ausländerkriminalität selbstverschuldet. Die offenen Schengen-Grenzen stellten geradezu eine Einladung an die Verbrecher dar. Zudem seien Polizei und Justiz überfordert, das Personal sei aufzustocken. Es komme vor, dass Anzeigen erst nach zwei Jahren behandelt würden. Überdies brauche es «bedeutend härtere Strafen». Zuallererst sollten die Richter aber ihren Spielraum ausnützen, den sie heute schon haben, aber grosszügig übersehen. Besonders die Geldstrafen bei Einbrüchen seien ein «Witz» – Abschreckungswirkung gleich null. Scheinehen sind nicht strafbar, das mache es den Kriminellen leicht. Abhilfe sehen die Spezialisten ebenso in einer konsequenten Ausschaffungspraxis. Auch wer eine B- oder C-Bewilligung habe, solle spätestens im Wiederholungsfall die Schweiz verlassen müssen. ○

Richten gegen die Regeln

Von Markus Schär — Es gibt Richter, die ihre Weltanschauung über den Volkswillen stellen, wenn sie entscheiden, wer in der Schweiz leben darf. Die eiferndsten Rechtsverdreher finden sich ausgerechnet am grössten Gericht des Landes, dem Bundesverwaltungsgericht.

«Verwirrende Fragen» werfe die Geschichte auf, staunte der zypriotische Jurist George Nicolaou am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Die höchsten Richter in Strassburg urteilten vor einem Monat über die Klage von Mahdi und Sarah gegen die Schweiz. 2011 kamen die angeblich verheirateten afghanischen Jugendlichen, er achtzehn, sie vierzehn Jahre alt, aus Italien ins Land, um Asyl zu suchen. Die Schweizer schafften den jungen Mann gemäss den Regeln des Dublin-Abkommens aus; er kam jedoch umgehend zu seiner Begleiterin zurück und rief den Gerichtshof in Strassburg an, um sein Familienleben zu erstreiten.

Die Hüter der Menschenrechte wiesen ihn ab, weil sich die Ehe mit einer Vierzehnjährigen nicht anerkennen lasse. Aber Mahdi und Sarah können gleichwohl für immer in der Schweiz bleiben: Im Juni 2014, also eineinhalb Jahre vor dem Entscheid aus Strassburg, besiegelte ein Genfer Gericht die Ehe des Paares; im Oktober 2014 gewährte ihm das Staatssekretariat für Migration ohne jeden erkennbaren Fluchtgrund Asyl.

Diese Gunst verdanken Mahdi und Sarah einem Entscheid des Bundesverwaltungsgerichts, der willkürlich anmutet. Mehrfach hatte Yanick Felley (SVP) als Einzelrichter darauf bestanden, dass sich die Beziehung des jungen Paares «auf keinen Fall» anerkennen lasse. Am 28. November 2013 aber entschieden drei Richterinnen, das Bundesamt für Migration müsse das Asylgesuch von Mahdi prüfen, besonders die Frage, ob die beiden Jugendlichen als Familienmitglieder gelten könnten: Claudia Cotting-Schalch (FDP), Contessina Theis (Grüne) und Sylvie Cossy (Sympathisantin der Grünen) bogen nationale Gesetze und internationale Abkommen nach eigenem Gutdünken zurecht – wie sich zwei Jahre später zeigte, sogar wider die Haltung der höchsten Richter in Strassburg.

Parteipolitik gegen die Mehrheit

Der Fall am Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen, dem grössten Gericht des Landes, zeigt so beispielhaft: Die Richter, die auf Ermessen und Verhältnismässigkeit pochen, reizen ihren Spielraum aus, ja sprengen ihn gelegentlich gar, wenn sie sich selber die Gesetzgebung anmassen – selbst gegen den Willen, den das Volk an der Urne geäussert hat.

Das können sie sich nur dank strategischer Personalpolitik und taktischen Manövern er-



Wachsende Willkür: Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.

lauben. Die 28 Richterinnen und Richter der beiden Abteilungen zum Asylrecht vertreten zwar, abgesehen von vier «Unpolitischen», alle grösseren Parteien, jedoch keineswegs gemäss Proporz nach Wählerstärke: SVP: 6, FDP: 3, CVP: 2, GLP: 1 und BDP: 1, aber SP: 7 und GP: 4. So kommt es, dass oft mehrheitlich oder ausschliesslich rot-grün zusammengesetzte Gremien ihr Urteil fällen, selbst in grundlegenden Fragen und zumeist als letzte Instanz: Das Bundesverwaltungsgericht betreibt nicht Rechtsprechung, sondern Parteipolitik – gegen die Mehrheit der Stimmbürger.

«Sabotage von oben», also einen Widerstandskampf gegen den Volkswillen, warf die *Weltwoche* schon früher den eigenmächtigen Richtern in St. Gallen vor. Noch in der Asylrekurskommission, also der Vorgängerinstitution, forderten sie 2005 bei Eritreern die Anerkennung der Desertion als Asylgrund, in Europa allein; damit lösten sie den Zustrom aus Eritrea in die Schweiz erst aus. Mit der Asylgesetzrevision von 2013 sprach sich das Volk dagegen aus; Bundesrätin Simonetta

Sommaruga sorgte gleichwohl dafür, dass die angeblichen Deserteure die vorläufige (faktisch: dauernde) Aufnahme in der Schweiz geniessen. Und das Bundesverwaltungsgericht fand Wege, um das Gesetz weiter zu hintertreiben: Mit mehreren Urteilen liess es Familienangehörige einreisen oder im Ausland um Asyl nachsuchen – immer verhöhnten dabei rot-grün beherrschte Dreier- oder Fünferbesetzungen den Willen von 78 Prozent der Stimmbürger.

Letztes Jahr übten sie ihre Spitzfindigkeit sogar beim Verdrehen von Völkerrecht. Im November 2014 verbot der Gerichtshof für Menschenrechte den Schweizer Behörden, eine achtköpfige afghanische Familie gemäss dem Dublin-Abkommen nach Italien zurückzuschicken, solange dort keine menschenwürdige Unterkunft gewährleistet sei – die Ausweisung liess sich erst nach aufwendigen Abklärungen vollziehen. Die italienischen Behörden bestätigten, wie das Staatssekretariat für Migration bei einem späteren Fall schrieb, «dass alle Familien mit minderjährigen Kin-



Walter Stöckli.



Bendicht Tellenbach.



Christa Luterbacher.



Muriel Beck Kadima.



Contessina Theis.



Sylvie Cossy.

dem in einer kindergerechten Aufnahme-
struktur unterzubringen seien und dass die
Familieneinheit gewahrt werde», wie es die
Richter in Strassburg forderten.

Doch die Richter in St.Gallen trieben ihr
Spielchen noch weiter bei einer mit fünf min-
derjährigen Kindern illegal aus Italien einge-
reisten Eritreerin. Sie fällten am 12.März 2015
einen Grundsatzentscheid, auf den sie fortan
ihre Praxis stützten, in der Besetzung: Christa
Luterbacher (SP), Martin Zoller (CVP), Emilia
Antonioni Luftensteiner (GP), Muriel Beck
Kadima (GP) und Sylvie Cossy (Sympathisan-
tin der Grünen). Das Staatssekretariat dürfe
sich nicht auf die Beteuerungen der Italiener
verlassen, sondern schon zum Zeitpunkt der
Verfügung müsse «eine konkrete und indivi-
duelle Zusicherung – insbesondere unter
Namens- und Altersangaben der betroffenen
Personen – vorliegen, mit welcher namentlich
garantiert wird, dass eine dem Alter der Kin-
der (oder des Kindes) entsprechende Unter-
kunft bei der Ankunft der Familie in Italien
zur Verfügung steht und dass die Familie bei
der Unterbringung nicht getrennt wird». (Das
Staatssekretariat wies vergeblich darauf hin,
dass zwischen dem Zeitpunkt der Verfügung
und demjenigen der Ausweisung meist erheb-
liche Zeit verstreicht.)

Und tags darauf zwang das Gericht – Muriel
Beck Kadima (GP), William Waeber (SP),
Christa Luterbacher (SP), Martin Zoller (CVP)
und Gérard Scherrer (Selbstdeklaration: apoli-
tisch) – das Staatssekretariat sogar in einem
völlig klaren Fall zu weiteren Abklärungen:
bei einer kosovarischen Familie mit vier Kin-
dern, die in Ungarn ins Asylverfahren gekom-
men und über Deutschland eingereist war. Das
heisst: Das Bundesverwaltungsgericht legt
mit Forderungen, die sogar diejenigen des
Strassburger Gerichtshofs überschreiten, die
Schweizer Asylpolitik lahm.

Die Verantwortlichen lassen sich benennen:

Walter Stöckli, 64 — Der Zürcher Sozial-
demokrat leitete ab 1984 den Rechtsdienst der
Schweizerischen Flüchtlingshilfe und machte
Einsätze als Beauftragter des UNHCR. 1992
wechselte er in die Asylrekurskommission, dort
– wie ab 2007 auch im Bundesverwaltungsge-
richt – führte er eine Abteilung, so auch beim

folgeschweren Entscheid von 2005, mit dem
die Schweiz als erstes europäisches Land bei
Eritreern die Dienstverweigerung als Asyl-
grund anerkannte. «Grosszügigkeit ist eine
Frage des politischen Willens», sagte er letztes
Jahr im *Magazin*. Er verstehe den Lärm nicht,
der um die Asylzahlen gemacht werde. In sei-
nem Büro in St.Gallen hängt, wie der Reporter
sah, eingerahmt die staatspolitische Maxime
des Bundesrats von 1957: «Im Hinblick auf die
Pflicht, eine der schweizerischen Tradition ent-
sprechende Asylpraxis einzuhalten, ist eine
freie, weitherzige Aufnahme von Flüchtlingen
in Aussicht zu nehmen.»

Bendicht Tellenbach, 64 — Mit dem Berner
Fürsprecherpatent machte der Sozialdemokrat
eine Beamtenkarriere, vom Bundesamt für Jus-
tiz über das Sekretariat des Kantonsparlaments
bis in die Asylrekurskommission und das Bun-

**«Oft bleibt schleierhaft, warum
in analogen Fällen positiv oder
negativ entschieden wurde.»**

desverwaltungsgericht. Dazwischen setzte er
sich von 1985 bis 1990 als Sekretariatsmitarbei-
ter für Amnesty International ein. Er spannt
gern mit dem gleichaltrigen und gleichgesin-
nten Walter Stöckli zusammen, so bei einem
skandalösen Entscheid von 2008: Der führende
PKK-Terrorist Mehmet Esiyok war im Dezem-
ber 2005 bei der Einreise in die Schweiz verhaf-
tet worden, das Bundesamt für Migration hatte
sein Asylgesuch abgelehnt. Bundesrat Chris-
toph Blocher brachte die Türken dazu, in stren-
ge Kontrollen der Haftbedingungen nach einer
Auslieferung einzuwilligen; das Bundesgericht
stimmte im Januar 2007 unter harten Auflagen
zu. Drei Richter am Bundesverwaltungsgericht
aber mäkelten an den Garantien herum: Sie ga-
ben dem Terroristen Asyl – und dieser forderte
für seine Haft eine Entschädigung von mehre-
ren hunderttausend Franken.

Christa Luterbacher, 58 — Die Sozialdemo-
kratin mit Diplom als Heilpädagogin fand
gleich nach dem Abschluss des Jusstudiums in
Bern ein Plätzchen im Eidgenössischen Justiz-
und Polizeidepartement, ab 1990 im Be-

schwerdedienst, ab 1992 in der Asylrekurs-
kommission. Sie hat also nie an einem Gericht
gearbeitet, sondern setzt sich schon ihr ganzes
Berufsleben mit Asylfragen auseinander. Da-
zwischen kehrte sie von 2001 bis 2003 an die
Universität zurück, um unter den Fittichen
des Rechtshistorikers Pio Caroni und vor allem
des aktivistischen Völkerrechtlers Walter Kä-
lin eine Dissertation zu schreiben: «Die Flücht-
lingsrechtliche Behandlung von Dienstver-
weigerung und Desertion». Damit legte sie die
wissenschaftliche Grundlage für den Ent-
scheid zu den Eritreern von 2005: «Sind
Dienstverweigerer und Deserteure, denen im
Heimatland ihrer Verweigerung wegen Strafe
droht, als Flüchtlinge anzuerkennen?»

Muriel Beck Kadima, 54 — Die Grüne aus Biel,
die lange im Stadtparlament sass und gegen
Rassismus sowie für Fahrende kämpfte, am-
tete von 1990 bis 2003 als Menschenrechtsbeauf-
tragte des Schweizerischen Evangelischen Kir-
chenbunds. Dabei gab sie 1996 zum damals
brennenden Thema «Kirche und Asyl» eine
Schrift heraus: «Legitimer Widerstand im
Rechtsstaat?» Viele Asylsuchende befanden sich
nach der definitiven Ablehnung ihres Asyl-
gesuchs in einer ausweglosen Lage, schrieb sie

GRANDS VINS
GRANDS VINSDE BOURGOGNE
DE CHAMPAGNE

Vins Précieux

Vive la Bourgogne!

Chablis, Meursault, Puligny-Montrachet, Chassagne-
Montrachet, Volnay, Pommard, Aloxe-Corton, Nuits-
St.Georges, Vosne-Romanée, Chambolle-Musigny,
Morey-St.Denis, Gevrey-Chambertin, etc.

Ausschliesslich **Grand Cru Champagner**

Champagne Patrick Soutiran blanc de noirs	Fr. 34.–
Champagne Patrick Soutiran blanc de blancs	Fr. 35.–
Champagne Patrick Soutiran rosé	Fr. 37.–
Champagne Patrick Soutiran Précieuse d'Argent	Fr. 52.–

Das Bessere echt günstig

Vins Précieux H.J. Senn SA, 8703 Erlenbach
Tel. 044 910 41 61, Fax 044 910 75 21
www.vinsprecieux.ch

im ersten Satz: «Für zahlreiche Einzelpersonen wie auch für einige Kirchgemeinden ist dieser Notstand Anlass zum Handeln.» (Menschen, die das aufwendige, das Völkerrecht strikt beachtende Asylverfahren durchlaufen haben, sind nach der definitiven Ablehnung ihres Gesuchs keine Asylsuchenden mehr, sondern Leute, die sich illegal in der Schweiz aufhalten.) Und die Aktivistin zog einen klaren Schluss: «Die Würde der Person ist ein höherer Wert als die Einhaltung von Regeln, die der Staat anwendet oder anzuwenden verlangt.» Das hinderte sie nicht daran, in den Dienst des Staates zu drängen, dessen Recht sie ihrem Gewissen unterordnet: seit 2003 als juristische Sekretärin der Asylrekurskommission, seit 2007 als Gerichtsschreiberin des Bundesverwaltungsgerichts. 2008 zog sie das Parlament in einer Kampfwahl mit 117 gegen 103 Stimmen dem SVP-Kandidaten Rudolf Friedli vor, einem erfahrenen Fürsprecher aus Bern, der sich 2013 bei seiner Wahl zum Präsidenten der Stadtpartei als «Vertreter des gemässigten Flügels» empfahl.

Contessina Theis, 50 — Die Grüne aus Zürich, schweizerisch-amerikanische Doppelbürgerin, bekam 2004 das Anwaltspatent. Sie arbeitete aber ab 2004 als Kommissionssekretärin des Zürcher Kantonsrats und ab 2005 im Rechtsdienst der Schweizerischen Flüchtlingshilfe sowie später in jenem des Uno-Hochkom-

missariats für Flüchtlinge. 2007 stieg sie als Gerichtsschreiberin beim Bundesverwaltungsgericht ein. 2011, bei der Gesamterneuerung, schlug sie die Gerichtskommission des Parlaments einstimmig als Richterin vor. Ihre Partei freute sich über die Wahl, betonte aber: «Da den Grünen die Unabhängigkeit der Justiz, Kern einer wahren Demokratie, sehr wichtig ist, bewahren sie und ihre Richterinnen und Richter immer eine sehr freundschaftliche Distanz.» Immerhin hätten die Urteile «einen gewissen Einfluss auf das politische und soziale Leben»; deshalb sei es wichtig, dass «an den Gerichten die verschiedenen kulturellen und politischen Sensibilitäten und Standpunkte im Land berücksichtigt werden».

Sylvie Cossy, 45 — Die Lausannerin, die sich als «Sympathisantin der Grünen» deklariert, schloss ihr Jusstudium 2010 mit einer Dissertation ab: zur Stellung von unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden im Asylprozess. Zuvor machte sie Erfahrungen als IKRK-Delegierte im Balkan und im südlichen Afrika. 2013 wählte sie das Parlament zur Bundesverwaltungsrichterin: Die Grünen, bei der Gründung des Gerichts 2007 untervertreten, halten jetzt sieben Sitze, davon zwei in der Abteilung III zu Sozialversicherungen und Ausländerrecht sowie vier (also mehr als FDP und CVP) in den Abteilungen IV und V zum Asylrecht, und dies

mindestens noch bis zur Gesamterneuerungswahl 2018 – dabei ist ihre Stärke im Nationalrat seit 2007 von zwanzig auf elf Sitze geschrumpft.

Als Fazit lässt sich festhalten: In den Abteilungen IV und V zum Asylrecht herrschten schon 2007 bei der Gründung des Bundesverwaltungsgerichts die roten Aktivisten vor, die bereits in der Asylrekurskommission mit juristischer Haarspalterei die Arbeit des Bundesamts für Flüchtlinge behindert oder sogar gelähmt hatten. Und sie stärkten seither, indem sie grüne Aktivistinnen nachzogen, ihre Stellung so, dass sich von Infiltration sprechen lässt.

Dank dieser Machtübernahme können die Roten und die Grünen diejenigen Fälle, die ihnen wichtig erscheinen, in mehrheitlich oder gar ausschliesslich linken Dreier- oder Fünferbesetzungen entscheiden. Das führt zu einer nicht mehr nachvollziehbaren Willkür, wie die *Weltwoche* schon 2014 feststellte: «Oft bleibt schleierhaft, warum in analogen Fällen positiv oder negativ entschieden wurde.» (Der Entscheid hing eben nur von der Besetzung ab.) Und es führt im Extremfall dazu, dass in der Frage der eritreischen Deserteure drei oder fünf Richter, die ihr Gewissen über den Rechtsstaat stellen, den Willen von 1572 590 Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern missachten. Wie lange will die Politik diesem Treiben zuschauen? ○

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.

Seit Ihrer Gründung vor 81 Jahren ist die *Weltwoche* eine unkonventionelle Zeitung. Sie setzt sich mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung. Sie begeistert aber auch mir Ihrer Meinungsvielfalt. Überzeugen Sie sich selbst.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Mutter Merkel entmachtet Vater Staat

Von Wolfgang Koydl — Ob Politik, Polizei, Presse oder Parteien: Wegen der Migrantenkrise ist das Vertrauen vieler Deutscher in die Institutionen des Landes zerstört. Was mit einem Rechtsbruch der Kanzlerin begann, zieht sich heute durch alle Lebensbereiche.



«Die Uniform schützt schon lange nicht mehr»: Kölner Hauptbahnhof, wenige Tage nach den Ereignissen am Silvesterabend.

Das Verhältnis, das die Völker zu ihrem jeweiligen Staat haben, ist recht unterschiedlich: Schweizer und Amerikaner halten sich ihn vom Leib, Italiener und Franzosen trauen ihm grundsätzlich nicht viel zu, Russen und Türken fürchten ihn. Doch nirgends ist die Beziehung zwischen Volk und Obrigkeit enger als in Deutschland: Deutsche vertrauen ihrem Staat, sie respektieren und sie achten ihn. Kein anderes Volk käme auf den Gedanken, ihn «Vater Staat» zu nennen: Streng und gerecht ist er, aber vor allem unverzichtbar.

Das muss man wissen, um zu begreifen, was sich seit einigen Monaten und verstärkt seit dem letzten Silvesterabend bei unseren nördlichen Nachbarn vollzieht: Die Deutschen verlieren das Vertrauen in ihren Staat und in seine Institutionen. Gründe dafür haben sie genug, denn dieser Staat erscheint immer häufiger ausserstande zu sein, seine fundamentalsten

Aufgaben zu erfüllen: die Sicherung der Landesgrenzen, den Schutz seiner Bürger vor Gewalt und die Gewährleistung der Rechtsgleichheit für alle Bewohner, unabhängig von

Die tollkühne Flüchtlingspolitik hat das Land in eine bislang ungekannte Krise gestürzt.

Rasse, Geschlecht oder Staatszugehörigkeit. Erfüllt ein Staat diese zentralen Funktionen nicht mehr in nennenswerter Weise, spricht die Politikwissenschaft von einem gescheiterten Staat.

Bürgerwehren bilden sich

Natürlich ist die Bundesrepublik nicht Somalia oder Afghanistan. Aber die tollkühne Flüchtlingspolitik von Bundeskanzlerin An-

gela Merkel hat das Land in eine bislang ungekannte Krise gestürzt: Noch nie war die Glaubwürdigkeit von Politik, Polizei und Parteien so erschüttert wie jetzt. Aber auch andere Institutionen haben Kredit verspielt, die Justiz zum Beispiel und vor allem die Medien. Von einer «Art Staatsversagen» spricht ganz offen CDU-Präsidiumsmitglied Jens Spahn. Der Staatssekretär im Finanzministerium ist alles andere als ein Alarmist.

Mittlerweile bezweifeln laut einer Emnid-Umfrage 39 Prozent aller Deutschen, dass die Polizei imstande ist, sie wirksam zu schützen. 49 Prozent – knapp die Hälfte – sind sich sicher, dass Ausschreitungen enthemmter und gewalttätiger Migranten wie in der Nacht auf Neujahr in Köln jederzeit auch in ihrer Stadt ausbrechen können. Bemerkenswerte 41 Prozent sind sich sicher, dass die Medien kritische Stimmen zur Flüchtlingspolitik bewusst aus-



Politik des feigen Wegsehens: Demonstration in Köln.

blenden. Fakten stützen diese Vermutung: Der angesehene Kriminologe Christian Pfeiffer enthüllte, dass ihn zwei Sender vor Interviews ausdrücklich baten, im Zusammenhang mit den Kölner Vorgängen nicht von Flüchtlingen zu reden. Der Ausdruck «Lügenpresse», einst nur ein Kampfruf der Dresdner Pegida-Bewegung, wird mehr und mehr zum Allgemeingut.

Die Konsequenzen sind nur folgerichtig, wenn auch untypisch für das Land: Die Deutschen rüsten auf. Beim Online-Händler Amazon sind im Sektor «Sport und Freizeit» acht der zehn meistverkauften Produkte Pfeffersprays. Eine unter dem Eindruck von Köln gegründete Facebook-Gruppe, «Einer für alle, alle für einen...Düsseldorf passt auf», wuchs binnen Tagen auf 12 000 Mitglieder an. Sie wollen, nach Art einer Bürgerwehr, künftig selber durch die Strassen der Rhein-Metropole patrouillieren. Und «Tiny», Barkeeper einer Kneipe auf Hamburgs Reeperbahn, wurde von der *Bild*-Zeitung mit folgenden Worten zitiert: «Wenn die Polizei nicht gegen Grapschbanden ankommt, müssen wir das erledigen.»

Polizisten werden verhöhnt

Tatsächlich hat die Polizei in dieser Nacht auf der Domplatte vor dem Kölner Hauptbahnhof weitgehend kampfflos ihr Gewaltmonopol aufgegeben: Denn die Randalierer «aus dem nordafrikanischen Raum» haben nicht nur ein

spezielles Frauenbild, sondern auch eigene Vorstellungen von uniformierter Macht. Ein Polizist, der nicht wie bei ihnen daheim prügelt und foltert, ist ein Weichei. Die Folge: Sie verhöhnen deutsche Beamte, wenn diese nicht auf die gleiche Weise attackieren.

«Wir waren für die Luft, völlig unerheblich», gab ein Polizist zu Protokoll. «Aggressiv uns gegenüber und zu allem bereit», sagte ein anderer. «Die Uniform schützt schon lange nicht mehr, Kollegen werden beschimpft und ausgelacht», ergänzte Rüdiger Thust vom Bund Deutscher Kriminalbeamter und wies damit auf einen hartnäckig verdrängten Umstand hin: Rechtlose Zonen, in denen Ausländerbanden den Ton angeben, gibt es schon lange in deutschen Städten, ob in Duisburg-Marxloh, Köln-Chorweiler oder Berlin-Neukölln. Neu war diesmal nur, dass ein Mob die Zentren deutscher Grossstädte – ob in Köln, Hamburg oder Bielefeld – übernehmen konnte.

Die Hilflosigkeit hat mittlerweile sogar die Justiz erfasst. In Berlin weigern sich Staatsanwälte aus Angst vor Racheakten, Verfahren gegen libanesischen Kriminelle anzustrengen. Vor diesem Hintergrund nimmt sich der jüngste Action-«Tatort» mit Til Schweiger über das organisierte Ausländerverbrechen eher wie eine Dokumentation als wie ein Thriller aus. Ein frommer Wunsch bleibt da die Forderung des Kriminalbeamten Thust nach

«schnellen, harten Urteilen mit Signalwirkung». Selbst wenn man straffällig gewordene Migranten festnimmt, lässt man sie meist ohne Konsequenzen gleich wieder laufen. Diese interpretieren Milde des Staates als Schwäche.

Der rechtsfreie Zustand durchdringt den ganzen Alltag: Schwarzfahrende Migranten werden in der Bahn gar nicht kontrolliert, geschweige denn gebüsst. Sexuelle Übergriffe in Flüchtlingsunterkünften nimmt die Polizei oft gar nicht erst zur Kenntnis. Das Aufenthalts- und Asylrecht wird praktisch gewohn-

Straffällig gewordene Migranten interpretieren die Milde des Staates als Schwäche.

heitsmässig gebrochen. Deutsche registrieren mit wachsendem Unmut, dass diese Politik des feigen Wegsehens auf sie nicht zutrifft.

Überraschen kann das nicht. Schliesslich begann das ganze Drama mit einem eklatanten Rechtsbruch von ganz oben, als Angela Merkel im Handstreich das Dublin-Regelwerk aussetzte und anschliessend das strenge deutsche Rechtskorsett heiter mit «kreativen Lösungen» aufsprengen wollte. Schon deshalb ist Vorsicht geboten, wenn die deutsche Politik nun die Härte des Rechtsstaates beschwört. Plötzlich reden alle von schnelleren Ausweisungen – wohl wissend, dass den Bürgern damit nur Sand in die Augen gestreut wird. Denn eine Ausweisung ist nur ein Stück Papier mit Dienstsiegel, das die Aufenthaltsberechtigung einer Person für beendet erklärt. Das Land hat diese damit noch lange nicht verlassen, und sie wird es in den meisten Fällen auch nicht tun: Dazu müsste man die Person erst finden, wissen, aus welchem Land sie wirklich eingereist ist, und Rechtsmittel abwarten. In Länder wie Syrien, den Irak oder Somalia darf sowieso niemand abgeschoben werden.

Unbekannte Täter

«Die Behörden haben die Täter nicht, sie kennen sie nicht; sie wissen nicht einmal, wo sie suchen sollen», fasste Heribert Prantl, oberster Fürsprecher der Migranten in der *Süddeutschen Zeitung*, das Dilemma zusammen. «Abschiebediskussion ist Ablenkungsdiskussion; sie schiebt Verantwortung ab.» Damit hat er recht. Sein Geheimnis bleibt aber, wie er dies mit seiner zweiten Aussage vereinbart, laut der sich «das Gastland [...] von Kriminellen weder auf der Nase herumtanzen noch an die Geschlechtsteile fassen lassen» müsse. Solange der deutsche Staat weiterhin die Waffen streckt, wird er sich noch ganz andere Dinge gefallen lassen müssen.

Die Frage ist, wie lange sich seine Bürger dies gefallen lassen. ○

Jahr der Entscheidung

Von Thilo Sarrazin — Schneller als befürchtet werden die chaotischen Folgen der verantwortungslosen Willkommenskultur sichtbar. Die Wende zu einer realistischen Politik ist nicht in Sicht.



Im Jahr 2015 sind 1,2 bis 1,5 Millionen Menschen aus dem Nahen Osten und aus Afrika als Asylbewerber, als Kriegsflüchtlinge oder illegal nach Deutschland eingewandert. Die genauen Zahlen kennt man nicht, da sich viele nicht haben registrieren lassen und es über viele Monate kein geordnetes Grenzregime mehr gab.

Mittlerweile hat die Verwaltung wieder besser Tritt gefasst. Auch hat nach dem Asylbewerberleistungsgesetz letztlich nur derjenige Chancen auf Wohnung, Krankenversicherung und Geldleistungen – mithin auf die Segnungen des deutschen Sozialstaats –, der sich ordnungsgemäss registrieren lässt, sei es auch mit falschen Ausweispapieren, ganz ohne Papiere oder mit falschen Angaben zur Begründung seines Kommens. So werden sich am Ende wohl alle registrieren

Überall ist der Stolz darüber spürbar, dass es dieses bessere Deutschland wirklich gibt.

lassen, die wirklich in Deutschland bleiben wollen.

Alle diese Menschen fanden Unterkunft, sie werden ernährt, gekleidet und medizinisch versorgt. Deutsche Bischöfe und auch Bundespräsident Gauck lobten das ehrenamtliche Engagement vieler Deutscher, und überall ist der Stolz darüber spürbar, sich selbst und der Welt gezeigt zu haben, dass es dieses bessere Deutschland wirklich gibt.

Unabsehbare Kosten

Die Rolle des Ehrenamts erfüllt sich bei der Essensausgabe und bei der Verteilung gebrauchter Kleider in den Flüchtlingslagern, aber sie endet auch dort. Wohnraum, Lebensunterhalt, Sprachkurse, berufliche Bildung, Beschulung der Kinder, medizinische Versorgung müssen aus Steuergeldern bezahlt werden.

Polizisten, Sozialarbeiter und Lehrer tragen die erste Welle der Anpassungslast. Die zweite Welle tragen die materiell Schwächeren unter den eigenen Bürgern – am Arbeitsmarkt, beim Wettbewerb um günstigen Wohnraum und

durch die Anspannung der medizinischen Versorgung. Die dritte Welle kommt auf den deutschen Steuerzahler zu, denn aus dem Laufenden lassen sich die langfristigen Kosten nicht abzweigen.

In der Vergangenheit betrug die jährlichen Geldleistungen pro Asylbewerber durchschnittlich 6000 Euro. Die Beanspruchungen durch die soziale Betreuung, das Bildungssystem, die medizinische Versorgung, den Polizei- und Justizapparat treten hinzu. So ist es sicherlich niedrig gerechnet, wenn man die laufenden jährlichen Kosten eines Asylbewerbers mit 10 000 Euro ansetzt. Die Einwande-



Segnungen des Sozialstaats.

rungswelle des letzten Jahres verursacht also dauerhafte jährliche Kosten von 12 bis 15 Milliarden Euro.

Wenn ein Teil der Zuwanderer Arbeit findet, können sich diese Kosten ermässigen. Durch den absehbaren Familiennachzug werden sie andererseits erhöht. Wegen fehlender Qualifikation werden wohl 70 bis 80 Prozent der Zuwanderer auf sehr lange Sicht oder dauerhaft Geldleistungen der sozialen Mindestsicherung beziehen.

Auch ist anzunehmen, dass die zumeist sehr jungen Zuwanderer einen erheblichen Familiennachzug auslösen, der (so die Erfahrungen in der Vergangenheit) ihre Zahl auf das Drei-

bis Fünffache steigen lässt. Mittel- und langfristig bedeutet also die Asylbewerber- und Flüchtlingswelle des letzten Jahres einen Bevölkerungszuwachs von 5 bis 6 Millionen Menschen, die zu 70 bis 80 Prozent von sozialer Mindestsicherung leben.

Das sind langfristige jährliche Kosten von 50 bis 60 Milliarden Euro. Wäre die Bundesrepublik Deutschland ein bilanzierendes Unternehmen, so müsste sie für diese Dauerlast, der keine finanziellen Erträge gegenüberstehen, Rückstellungen bilden.

Jammern über verschüttete Milch

Die durchweg sehr jungen Einwanderer haben im Durchschnitt eine verbleibende Lebenserwartung von 50 bis 60 Jahren. Deckt man nur die Hälfte dieser Zeit durch Rückstellungen ab, so ergibt sich ein kalkulatorischer Bedarf von 1,5 Billionen Euro. (Zum Vergleich: Die gesamte deutsche Staatsverschuldung betrug Ende 2015 2,2 Billionen Euro.) Diese Zahl muss noch nicht erschrecken. Schliesslich hat Westdeutschland auch den Transferbedarf von rund 2 Billionen bewältigt, der durch die Wiedervereinigung mit der ehemaligen DDR entstand.

Die zweite Welle tragen die materiell Schwächeren unter den eigenen Bürgern.

Was ist aber, wenn der Zustrom an Kriegsflüchtlingen, Asylbewerbern und illegalen Einwanderern nach Deutschland in den nächsten Jahren so weitergeht? Dann würde praktisch die Bank gesprengt. Nichts könnte in Deutschland so bleiben, wie es ist. Das sozialstaatliche Versprechen wäre am Ende, und eine wesentliche Legitimationsgrundlage des demokratischen Deutschland würde zerbrechen.

Die chaotischen Folgen und der verantwortungslose Charakter der von Bundeskanzlerin Angela Merkel betriebenen Willkommenskultur sind in den letzten Monaten immer wieder kritisiert worden. Zu Beginn des neuen Jahres ist das aber wie das Jammern über verschüttete Milch.

Im Verlauf des Jahres 2016 wird sich zeigen, ob der Bundesregierung die Wende zu einer realistischen Politik gelingt. Alle Signale deuten darauf hin, dass es dazu sowohl an der Einsicht als auch am Willen fehlt.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Blättern wie im Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



Artikel
als PDF
verschicken



Wirtschaft

Lasst die Nationalbank in Ruhe!

Von Kurt Schiltknecht — Linke Parteien, Gewerkschaften und die Exportindustrie möchten mit der Notenpresse Wirtschaftspolitik betreiben. Es gibt tauglichere Mittel.

Erfindungen, demografische Veränderungen und die Globalisierung der Wirtschaft tragen dazu bei, dass sich die Nachfrage nach und das Angebot von Produkten und Dienstleistungen laufend verändern und zu Verschiebungen in den relativen Preisen führen. Beispielsweise erhöht die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte die Wohnungsnachfrage und das Arbeitsangebot. In der Folge verteuern sich die Mieten relativ zu den Löhnen. Solche Verschiebungen sind für die Wirtschaft eine Herausforderung. Volkswirtschaften, die sich rasch darauf einstellen können, haben langfristig die besten Wachstumschancen. Da die Anpassungen in einem ersten Schritt mit Kosten, im Extremfall mit Betriebsschliessungen und Entlassungen verbunden sein können, versucht ein Teil der davon betroffenen Kreise, die Anpassungen mit Hilfe des Staates zu verhindern. Die Verlockung ist gross, bestehende Strukturen zu zementieren.

Seit die meisten Industriestaaten überschuldet sind, fehlen allerdings die Mittel für eine Struktur(erhaltungs)politik. Als Alternativen fordern vor allem linke Kreise Mindestlöhne, Preiskontrollen, Massnahmen zum Schutz vor Entlassungen oder Subventionen für bedrohte Wirtschaftszweige. Diese Liste ist nicht vollständig. Allen Massnahmen ist jedoch gemein, dass sie kurzfristig einzelne Probleme zwar mildern können, langfristig aber wachstumshemmend wirken.

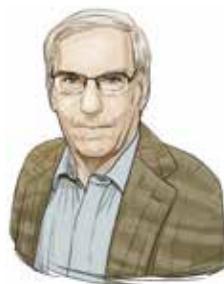
Für die langfristige Wirtschaftsentwicklung ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer, ist der seit dem Ausbruch der letzten Wirtschaftskrise um sich greifende Versuch, Banken-, Wachstums-, Struktur- und Schuldenprobleme mit Hilfe der Notenpresse zu lösen. Auch in der Schweiz nimmt der Druck auf die Nationalbank zu, die Geldpolitik noch viel stärker als bisher im Interesse der Exportwirtschaft einzusetzen. Seit vor einem Jahr die Untergrenze des Euro-Franken-Kurses aufgehoben wurde, steht die Nationalbank unter Dauerbeschuss der linken Parteien, der Gewerkschaften und von Teilen der Exportwirtschaft. Die Kritik ist einseitig und undifferenziert. Alle aktuellen Wirtschaftsprobleme werden der Frankenaufwertung zugeordnet. Da gibt es weder eine China- oder Brasilienkrise, noch wird die Abwertung des Frankens gegenüber dem Dollar zur Kenntnis genom-

men. Bei einer so naiven Wirtschaftsanalyse überrascht es nicht, dass die Kritiker das Heil in einer Rückkehr zu einem wesentlich über den heutigen Wechselkursen liegenden Kursziel sehen.

Forderungen nach einem unbegrenzten Eingreifen der Nationalbank in den Devisenmarkt sind nicht neu. Seit der Einführung flexibler Wechselkurse vor mehr als vierzig Jahren wirft man der Nationalbank bei jeder grösseren Aufwertung des Frankens vor, sie zerstöre mit ihrer Politik den Werkplatz Schweiz. Diese düsteren Prognosen haben sich nie bewahrheitet. Es sieht auch im Moment nicht so aus, als ob die Schwarzmalerei recht bekämen. Es ist allerdings richtig, dass die Aufwertungen immer zu Strukturbereinigungen und Produktivitätsverbesserungen geführt haben. So sind beispielsweise grosse Teile der Textilindustrie verschwunden. Es lässt sich

auch nicht bestreiten, dass die Strukturanpassungen manchmal mit einer vorübergehenden Erhöhung der Arbeitslosigkeit verbunden waren. Doch längerfristig hat sich die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz nicht zuletzt dank der disziplinierten, wenn auch manchmal unbequemen Geldpolitik der Nationalbank stetig verbessert.

Die Kritiker der Nationalbank sollten, statt nach einer künstlichen Abwertung des Frankens zu rufen, ihre Anstrengungen darauf konzentrieren, die Anpassungsfähigkeit der Unternehmen mit Deregulierungen zu verbessern. Sie sollten auch verhindern, dass durch immer mehr Vorschriften im Arbeitsmarkt und immer schärfere Eingriffe in den Preismechanismus die unternehmerische Flexibilität zerstört wird. Im Gegensatz zum Wechselkurs, den die Nationalbank nie allein bestimmen kann, können solche Massnahmen autonom getroffen werden. Im Weiteren müsste dafür gesorgt werden, dass die Konsumenten in den vollen Genuss der Aufwertung kommen. Es wäre die Aufgabe der Wettbewerbskommission und des Preisüberwachers, dafür zu sorgen, dass sich in der Schweiz die Preise der international handelbaren Güter dem internationalen Niveau anpassen. Sie könnten sich damit Lorbeeren verdienen. Letztlich sind mehr Wettbewerb und weniger Regulierungen ein viel besserer Garant für eine sichere Zukunft als ein weiteres Aufblähen der Notenbankbilanz.



Chinesische Kalamitäten

Von Hansrudolf Kamer — Das Jahr hat mit Börsenturbulenzen in China begonnen, die wieder Zweifel am wirtschaftspolitischen Management der Führung nähren.



Es ist schwierig für ein Regime, das Kontrolle über alles liebt, die Zügel zu lockern. Der jüngste Börsencrash in China ist aber eine Folge der Massnahmen, die letzten

Sommer notfallmässig ergriffen wurden, um den damaligen Absturz der Aktienmärkte zu stoppen. Das gelang nur mit Repression und staatlichen Aktienkäufen – vorübergehend.

Das auf Dauer wirksame Mittel wäre ganz simpel: auf Marktinterventionen zu verzichten und die Kurse die Talsohle suchen und finden zu lassen. Doch nicht einmal westliche Wirtschaftslenker sind zu vollständiger Abstinenz fähig – umso weniger sind es die Parteioberen in Peking. Dabei schwächelt Chinas Wirtschaft seit längerem. Allerdings nicht so dramatisch, wie die Börsenturbulenzen andeuten.

Die chinesische Erfolgsstory begann mit der Liberalisierung der Landwirtschaft, dann der Industrie. Sie ist bei weitem nicht abgeschlossen. Noch immer werden einzelne Sektoren von Staatsunternehmen dominiert, die nicht dem Wettbewerb ausgesetzt sind. Und die Bewältigung der globalen Finanzkrise seit 2008 brachte eher eine Rückentwicklung – von marktorientierten zu staatsorientierten Elementen.

Fehlinvestitionen führten zu industrieller Überkapazität, einer Blase im Wohnungsmarkt und anderen «Brücken ins Nirgendwo». Das sind klassische Auswirkungen staatlicher Interventionen. Auch China kommt, wenn es seinen wirtschaftlichen Aufstieg fortsetzen will, um eine effiziente Allokation des Kapitals nicht herum.

Diese durchaus vorhandene Erkenntnis reibt sich am Willen zur Macht und zur Überwachung. Die national verbrämte Kommunismus-Rhetorik, mit der Xi Jinping die Parteikader antreibt, ist indes völlig inhaltsleer und schafft mehr Glaubwürdigkeitsprobleme, als ihm lieb sein kann. Die Furcht vor jeglicher Instabilität hemmt vorhandene Reformimpulse.

Sprunghafte Reaktionen auf Börsenbaisse und Wechselkursprobleme – der Yuan wurde abgewertet, bevor er wieder nach oben korrigiert wurde – verdecken politische Spannungen. In der chinesischen Nomenklatura scheint sich eine Auseinandersetzung darüber abzuspielen, was nun zu tun sei: mehr Stimulierung durch Geldinfusionen und Indus-

triebpolitik mit alten Mitteln oder mehr Strukturreform und weniger Staatsintervention. Xi Jinping selber spricht inzwischen von «nachfrageorientierter Strukturreform» und meint damit einen lapidaren Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage, die immer mehr auseinanderklaffen.

Im Wettlauf mit der Revolution

Wie diese Auseinandersetzung verläuft, lässt sich von aussen kaum beurteilen. Klar ist so weit nur, dass der oberste Führer seine Macht seit seinem Amtsantritt vor drei Jahren konsolidiert hat. Seine Mittel sind die umfassende Anti-Korruptionskampagne und der Versuch, die Informationsvermittlung möglichst flächendeckend zu beherrschen. Dissidenten werden eingesperrt, das Internet wird überwacht und zensuriert.

Stabilität und Parteiherrschaft sind seine Hauptmotive. Mit Anleihen aus der jahrtausendealten Geschichte Chinas propagiert er den chinesischen Traum und stellt eine nationale Wiedergeburt in Aussicht. Wie der in Hongkong lehrende Politologe Willy Lam in seinem Porträt von Xi Jinping* schreibt, versucht der neue grosse Steuermann dem Dilemma zu enttrinnen, das sich aus Chinas Staatskapitalismus und dem inhärenten Zwang zu politischen Reformen ergibt.

Solche waren in der ursprünglichen Strategie von Deng Xiaoping angelegt. Xi scheint sich aber mehr auf Mao Zedong als auf Deng auszurichten. Die fünfte Generation der chinesischen Führung seit der Ausrufung der Volksrepublik scheut die politische Umgestaltung wie der Teufel das Weihwasser.

Vor dem Tiananmen-Massaker 1989 hatte Deng eine politische Revitalisierung gefördert mit dem Ziel, die Fehlentwicklungen der Kulturrevolution auszumerzen und die Hindernisse für die Wirtschaftsliberalisierung aus dem Weg zu räumen. Nach Tiananmen war Repression das Gebot der Stunde. Doch dem Dilemma zwischen Erneuerungsdruck und Wirtschaftsaufschwung ist das Reich der Mitte nie entronnen.

Lam zitiert den Ökonomen Wu Jinglian mit der Bemerkung, Xi dürfe keine Zeit verlieren, neue Reformen zu verwirklichen. Die Reform stehe im Wettlauf mit der Revolution. Das mag etwas übertrieben sein, doch die wirtschaftlichen Engpässe verringern die Optionen der Politik.

Sein Hauptproblem bleibt der Widerspruch zwischen der wachsenden Notwendigkeit, dem Markt künftig mehr Spielraum einzuräumen, und dem politischen Kontrollzwang. Er will kein Gorbatschow sein, dem die Entwicklung entglitt und der den Kollaps der Sowjetunion herbeiführte. Doch freie und leistungsfähige Kapitalmärkte funktionieren nur mit einem freien Informationsfluss. Das gilt, auf Dauer, für die ganze Wirtschaft. Wenn es Xi nicht gelingt, diesen Gegensatz aufzulösen, könnte auch er die Kontrolle verlieren.

* Willy Lam: Chinese Politics in the Era of Xi Jinping – Renaissance, Reform, or Retrogression? Routledge. 348 S., Fr. 60.90



«Brücken ins Nirgendwo»: künstlerische Darstellung des chinesischen Präsidenten Xi Jinping.

Aktien gegen Insetate

Von Christoph Mörgeli

Seit einigen Monaten ist die NZZ-Gruppe an der Zürcher Privatbank Globalance beteiligt. Oft wird behauptet, Medien würden am liebsten über andere Medien berichten. Doch hat die *Handelszeitung* die immerhin sehr spezielle Neuigkeit so unauffällig aufgedeckt, dass niemand anders sie aufnahm. Es handle sich um ein sogenanntes Media for Equity. Dieses vom Standpunkt der publizistischen Ethik überaus fragwürdige Geschäftsmodell sieht vor, dass Inserateraum gegen Aktien getauscht wird. Der NZZ-Sprecherin ist bei der Sache hörbar unwohl: «Wir setzen dieses Instrument mit Zurückhaltung ein und haben keine Pläne, dieses Modell künftig in grossem Stil zu nutzen.»

Ganz egal, ob in grossem oder in kleinem Stil – dieser Deal ist stilllos. Die NZZ sollte sich auch nicht herausreden, dass es ein Verlagshaus wie Ringierbeiseinenkommerziell-publizistischen Verbandlungen noch viel ärger treibt. Denn Glaubwürdigkeit und Reputation ist auch ein Geschäftsmodell. Wie soll das kritische Wirtschaftsblatt noch kritisch über Globalance berichten, wenn es wirtschaftlich beteiligt ist? So aber kann der Vermögensverwalter Globalance auf Kundenfang mit dem Hinweis, dass selbst die renommierte NZZ zum erlauchten Kreis seiner Aktionäre gehöre.

Die Firma Globalance hat ihre operative Tätigkeit im März 2011 gestartet und bis Ende 2014 einen Verlustvortrag von 20,7 Millionen Franken angehäuft. Wegen solch tiefroter Zahlen wurden in der Vergangenheit auch schon Kapitalerhöhungen notwendig. Wo also liegen die Interessen der NZZ? Personelle Verflechtungen machen auch Unmögliches möglich. Joachim Schoss ist Verwaltungsrat von Globalance. Und auch NZZ-Verwaltungsrat. Der Wirtschaftsanwalt Felix R. Ehrat ist Präsident von Globalance. Aber auch Verwaltungsrat des Family Office von Müller-Möhl. Und Carolina Müller-Möhl ist NZZ-Verwaltungsrätin.

Erst an der letzten Generalversammlung sprach NZZ-Präsident Etienne Jornod von der «Konzentration auf das publizistische Kerngeschäft» und «wirtschaftlicher Profitabilität». Beides hat mit Globalance nichts zu tun. Medikamenten- und Medienspezialist Jornod sollte sich mit negativen Nebenwirkungen auskennen. Und die streitbare Redaktion hätte endlich wahren Grund zum Protest. Denn wie hiess noch 1968 die berühmteste NZZ-Schlagzeile aller Zeiten? «Wehret den Anfängen.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Aus Jordan Lusser machen

Von Peter Bodenmann — Deutschland hat weniger Arbeitslose als die Schweiz. Wann erwacht Bundesrat Schneider-Ammann?



Teilnarkose: Bundespräsident Schneider-Ammann.

Eigengoal 1 — Die Arbeitslosigkeit in der Schweiz ist bereits viel höher als in Bayern und in Baden-Württemberg.

Eigengoal 2 — Der Einkaufstourismus intensiviert sich. Coop macht trotz Zunahme der Bevölkerung fünf Prozent weniger Umsatz.

Eigengoal 3 — Zu viele Unternehmen verlieren mit der Produktion von Waren und Dienstleistungen Geld. Exportindustrie und Tourismus leiden. Viele Arbeiter und Angestellte mussten und müssen Gratis-Überstunden leisten.

Eigengoal 4 — Wir rutschen – ob wir dies wahrhaben wollen oder nicht – in eine Rezession, weil Unternehmen nicht auf Dauer mit dem Export von Waren Geld verlieren können.

Eigengoal 5 — Die Nationalbank muss seit der Aufhebung des Mindestkurses mehr Geld drucken als vorher.

Roboter-Busse vor der Haustür

Dänemark und Schweden beweisen: Nationalbanken kleiner Länder können problemlos Mindestkurse durchsetzen. Es kommt nur auf deren Glaubwürdigkeit an. Und diese verspielt Wiederholungstäter Thomas Jordan mit seinen faktenwidrigen Behauptungen laufend.

Franz Jäger regt sich über die jungen Professoren auf, die mit ihren Grundlagenforschungen auf Tauchstation gegangen sind. Ruedi Strahm verlangt die Abberufung von Jordan.

Alles erinnert an die neunziger Jahre. Zu lange verlangten damals nur wenige die Abberufung von Dr. Lusser. Obwohl dessen Politik des zu harten Frankens gleich folgenreich war wie die Aufhebung des Mindestkurses durch Dr. Jordan. Erst als Lusser weg war, ging es wieder aufwärts.

Der Werkplatz Schweiz schrumpft. Und die Shoppingmeile Schweiz wandert aus. Immer mehr Schweizerinnen und Schweizer kaufen im nahen Ausland immer mehr ein. Vorab Lebensmittel, weil diese in der Schweiz für Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen jetzt erst recht viel zu teuer sind.

Elektrisch angetriebene Roboter-Autos und -Busse revolutionieren den Verkehr viel schneller, als wir denken. Der Preis pro Personenkilometer wird bei sich selbst steuernden Kleinbussen auf fünf Rappen sinken. Bald einmal werden Rewe und Konsorten ihre Schweizer Kunden vor deren Haustür abholen. Und zu einem Spottpreis in ihre deutschen Shoppingcenter karren.

Die SVP war die treibende Kraft hinter der Aufhebung des Mindestkurses. Sie verteidigt die zu hohen Lebensmittelpreise in der Schweiz. Die Opfer der doppelt falschen Politik werden die Genossenschaften Coop und Migros sein. Es sei denn, Schneider-Ammann erwacht aus seiner Teilnarkose. Und macht aus Jordan Lusser.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein Lehrstück von Blindheit

Von Kurt W. Zimmermann — Flüchtlingskrise als Medienkrise. Wie blinde Maulwürfe taumelten die Journalisten von Fehltrug zu Fehltrug.

Vor der Küste Italiens waren 1600 Bootsflüchtlinge ertrunken. Um das Flüchtlingsproblem zu lösen, so wussten die Journalisten, gab es darum nur eine Lösung. Es helfe nur die «verstärkte Jagd auf Schlepper» («Tagesschau»).

Das war Ende April 2015. Alle Medien waren sich einig. Die Schlepper waren das Problem. Kein Journalist wollte wahrhaben, dass schon kurz darauf die Toten im Meer nicht einmal mehr eine Fussnote der Geschichte sein würden.

Es war nur die erste Etappe eines beispiellosen Versagens. Die Flüchtlingskrise, nun zehn Monate alt, ist ein Lehrstück der Medienhistorie. Es ist ein Lehrstück von kollektiver Denkfaulheit und blinder Hysterie.

Denn nun brach die Migrantenflut zu Lande los. Als Erster reagierte Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán. Er verordnete im Juni einen Zaun. Ausnahmslos fielen nun die Medien über «Europas Schande» (*Tages-Anzeiger*) her. Wieder wollte kein Journalist wahrhaben, dass schon kurz darauf Zäune in Osteuropa zur Tagesordnung wurden und auch Länder wie Deutschland und Schweden scharfe Grenzkontrollen verordneten. «Plötzlich sind auch Europas Moralisten für Zäune», resümierte kleinlaut *Die Welt*.

Dann, Anfang September, lag in der Türkei die Leiche des kleinen Aylan Kurdi am Strand. Nun kippte die Stimmungslage der Medien definitiv in einen religiösen Erweckungswahn. Die Bundesliga-Profis rannten einen Spieltag lang mit dem «Wir helfen»-Logo herum, weil die mächtige *Bild*-Zeitung solche Kitschsymbolik wollte. In der Schweiz liess der *Blick* eine Nummer von dreizehn Immigranten opportunistisch gestalten.

Wieder wollte kein Journalist wahrhaben, dass die öffentliche Meinung längst von der veröffentlichten Meinung abgerückt war. In Deutschland nagelte darum die CSU die Muslim-Mutti Merkel an die Wand. In der Schweiz verhalf die Asylkrise der SVP zu einem einmaligen Wahlsieg.

Nun versuchten die Medien, die politisch gescheiterte Willkommensstrategie auf der ökonomischen Ebene zu retten. Den «Wirtschaftsfaktor Flüchtlinge» beschwor etwa die *Süddeutsche Zeitung* und wusste von Akademikern, die nun gehäuft zuziehen würden. «Aus Migrantinnen werden Arbeitskräfte», jubelte auch das Fernsehen SRF.

Erneut wollte kein Journalist wahrhaben, dass der arbeitsfähige Zuwanderer wieder ein



Trugbild: Berichterstattung in Budapest.

Trugbild war. Im Dezember wurden erhärtete Zahlen bekannt. Demnach haben maximal zehn Prozent der Flüchtlinge jemals eine Hochschule gesehen. Zwei Drittel sind de facto Analphabeten. «Viele Flüchtlinge haben eine miserable Schulbildung», meldete resigniert *Die Zeit*.

An Silvester platzte dann der rosarote Asylballon der Medien definitiv. Ein besoffener Migrantinnenmob belästigte in Köln und Hamburg Hunderte von Frauen sexuell. Auch hier hatte zuvor kein Journalist wahrhaben wollen, dass es auch arabischen Bodensatz in Europa angeschwemmt hatte.

Die Flüchtlingskrise zeigte den hiesigen Journalismus oft in seiner verzichtbarsten Form. Sie zeigte ihn als unreflektierte Schönfärberei ohne analytische und prognostische Tiefe. Vermutlich aber ist die Geschichte der Blindheit noch nicht zu Ende.

Unzählige TV-Teams und Reporter, von der ARD bis zu den Regionalblättern, waren die letzten Wochen in deutschen Asylantenheimen unterwegs. In Gefälligkeitsinterviews durften die Migrantinnen aus Syrien und Afghanistan immer wieder dasselbe Mantra ins Mikrofon verkünden: «Wir sind keine Terroristen.»

«Wir sind keine Terroristen.» Wenn das erneut ein journalistisches Fehltrug ist, wird es ein tödliches Fehltrug sein.

Pfauen

Von Beatrice Schlag — Eitelkeit und Peinlichkeit.

Sean Penn, grossartiger Filmschauspieler, guter Regisseur und unermüdlicher Polit-Aktivist, traf sich im Beisein der in ihrer Heimat berühmten mexikanischen Soap-Darstellerin



Kate del Castillo mit dem Drogenboss Joaquín Guzmán. Zehntausende von Mexikanern, schätzen Ermittler, waren auf dessen Geheiss oder mit dessen Genehmigung ermordet worden. Guzmán, genannt «El Chapo», der Kurze, war nach zwei Gefängnisausbrüchen in Mexiko einer der gesuchtesten Männer der Welt. Die Begegnung zwischen dem Hollywoodstar und dem mächtigen Kartellchef fand im letzten Oktober statt. Penn war interessiert an der Verfilmung von Guzmáns Geschichte. Der flüchtige Multimillionär und Frauenheld Guzmán war offenbar vor allem an der blonden Kate de Castillo interessiert. Sie sollte in dem Film eine wichtige Rolle spielen. Ein flüchtiger Drogenboss, der sich um die Verfilmung seiner Geschichte sorgt? Ein Hollywoodstar, der einiges riskiert, einen Drogenzar von nahe zu sehen? Ist Eitelkeit grenzenlos? Das um die Auflage ringende Musik- und Polit-Magazin *Rolling Stone*, von Penn vorab kontaktiert, willigte ein, die Geschichte zu publizieren. Guzmán wurde am 8. Januar verhaftet. Am Abend des 9. Januar warf *Rolling Stone* in einer hastig vorgezogenen Ausgabe Penns Geschichte auf den Markt.

Im Vorspann des Textes steht: «Es wurde vor der Veröffentlichung ausgehandelt, dass der Befragte der Geschichte zustimmen musste.» Eine journalistische Bankrotterklärung. Interviews, bestehend aus Fragen und Antworten, werden zur Genehmigung vorgelegt. Geschichten nicht. Penns langatmige Schilderungen zum Thema Drogenkrieg und Guzmán bestehen nur zu einem winzigen Teil aus Fragen, die zudem peinlich zahnlos sind. Kein Widerspruch, kein Nachhaken. Polizeifotos aus Mexiko zeigen Kate de Castillo und Penn auf dem Weg zu Guzmán. Don Winslow, Autor der hervorragenden Doku-Krimis «Tage der Toten» und «Das Kartell» über den sogenannten Drogenkrieg zwischen den USA und Südamerika, lächelte mild, als man ihn fragte, ob Penn möglicherweise zu Guzmáns Verhaftung beigetragen habe: «Wenn ein Hollywoodstar Guzmán findet, hat ihn selbst die mexikanische Polizei längst aufgespürt.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man im Alter von 79 Jahren noch mit dem Rauchen anfangen?

Liliane Kuster, Aeschi SO

Ja und nein. Ja, weil es keine Statistik gibt, die beweist, dass man in diesem Alter überhaupt am Rauchen sterben kann. Nein, weil man wahrscheinlich trotzdem am Rauchen sterben wird. Und zwar deshalb, weil man bei jedem Wetter vor die Türe gestellt wird und erfriert oder mit der Zigarette in der Hand aus dem Fenster kippt.

Beda Stadler

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wer weiss, wie man sich in einem Gastland benimmt, hat von dieser Initiative nichts zu befürchten.» *Hans Schindler*

Opfer werden Täter

Nr. 1 – «Justiz in der Vertrauenskrise»; Alex Baur über die Schweizer Justiz

Es ist zu hoffen, dass die Durchsetzungsinitiative angenommen wird, denn das vom Parlament verabschiedete Ausschaffungsgesetz hat einen Pferdefuss. Mit der eingebauten Härtefallklausel können die Richter jede Ausschaffung verhindern. Somit wird sich gegenüber heute wohl nichts ändern. Wir kennen ja unsere Kuscheljustiz, die Täter zu Opfern und Opfer zu Tätern macht. Übrigens: Wer als Ausländer weiss, wie man sich in einem Gastland benimmt, hat von dieser Initiative nichts zu befürchten – also die grosse Mehrheit der ausländischen Wohnbevölkerung. Diejenigen, die das nicht wissen, haben unsere Gastfreundschaft verwirkt.

Hans Schindler, Steffisburg

Warum nur in der *Weltwoche*?

Nr. 1 – «Die Schwächen der harten Linie»; Alex Baur über die Durchsetzungsinitiative

Die *Weltwoche* gilt als Parteizeitung der SVP. Weshalb vernehme ich dann aber *nur* von der *Weltwoche*, dass die von den eidgenössischen Räten beschlossene Umsetzung der Ausschaffungsvorlage in einigen Punkten strenger ist als die vom Volk angenommene Initiative? Und dass es bei der anstehenden Abstimmung zur Durchsetzungsinitiative eigentlich nur noch um die Verhinderung der Härtefallklausel geht? Wollen die Parteien links der SVP und die Mainstream-Medien gar, dass die Durchsetzungsinitiative angenommen wird? Und nehmen die damit verbundenen negativen Folgen bewusst in Kauf? Nur um später – bei unweigerlich aufkommenden Diskussionen über Ausschaffungen aufgrund von Bagatellen – mit dem Finger auf die SVP zeigen zu können. Und zu rufen: «Schaut her! Da sind sie, die Unmenschen!»

Hansueli Bachmann, Egg b. Zürich

Nacht des Grauens

Nr. 1 – «Unfrohes neues Jahr»; Wolfgang Koydl über die Ereignisse in Köln

Diesem ausgezeichneten Artikel ist nichts beizufügen. Ich musste lange suchen, bis ich mich – natürlich fernab von jeglichen politikhörigen Monopolpresse-Erzeugnissen – einigermassen schlaugemacht habe über das, was da in dieser Nacht des Grauens eigentlich



«Wir kennen ja unsere Kuscheljustiz.»

passiert war. Danke für diese tolle Zusammenfassung. Im letzten Abschnitt aber – so hoffe ich wenigstens – ist mit dem «freundlichen Gesicht» doch nicht jenes von Frau Roth im Bild gemeint, oder? In dieses lässt sich nämlich alles andere als Freundlichkeit hineininterpretieren. Peinliche Bedürftigkeit noch am ehesten.

Hanna Willimann, Basel

Unfrohes neues Jahr: Sarrazin und Merkel haben die Lage treffend beschrieben. Deutschland schafft sich ab – wir schaffen das!

Horst Pfaff, Altdorf

Ist der Kölner Polizeipräsident ein Bauernopfer, welches von den wahren Verantwortlichen der Ereignisse am Kölner Hauptbahnhof und in anderen deutschen Städten ablenken soll? Von den traumatisierten Frauen der Silvesternacht wird derzeit wenig gesprochen. Alles dreht sich um das Versagen der Polizei. Doch ist diese nicht total verunsichert durch die Gutmenschen in der Politik und in den Medien, die Realitäten, die nicht in ihr Weltbild passen, einfach ausblenden? Haben die Polizisten denn nicht verständlicherweise Angst davor, dass man ihnen Ausländerfeindlichkeit vorwerfen würde, wenn sie sich Migranten und Flüchtlingen entgegenstellten? Sind nicht das hausgemachte Flüchtlingschaos und der ständig erhobene moralische Zeigefinger schuld am zögerlichen Eingreifen der Polizei – und der

Grund für ihre Behauptung, man wisse nicht, wer die Täter seien? Hinzu kommt, dass die Polizei zahlenmässig, kulturell und ausrüstungstechnisch diesen offensichtlich überaus aggressiv und respektlos auftretenden Hornden nicht gewachsen war.

Werner Arning, Mörfelden-Walldorf, Deutschland

Der Wolf passt nicht in die Schweiz

Nr. 1 – «Wenn der Wolf um den Hof schleicht»; Philipp Gut und Alex Reichmuth über den Wolf in der Schweiz

Offensichtlich passen Wölfe nicht in ein dichtbesiedeltes Land wie die Schweiz. Die naturtümlichen Politiker opfern gerne Schafherden und Bauerntölpel. Wölfe beeinträchtigen die wirtschaftliche Grundlage der Bergbevölkerung und stellen gar eine unmittelbare Lebensgefahr dar. Die Wölfe schützen zu wollen, ist somit blanker Zynismus. Wie so oft beim Gutmenschen geht es vorrangig um die Interessen von Sensationsmedien und jener Bürokratie, die mit dem Schutz des Wolfes ihren Lebensunterhalt bestreitet. Die Schweiz sollte das internationale Abkommen zum Schutz dieses gefährlichen Tieres kündigen, da es nicht in ein immer dichter besiedeltes Land passt.

Werner Furrer, Basel

Was nützt der Mensch?

Nr. 1 – «Natürlicher Feind»; Claudia Schumacher über den Wolf

Zu sagen, der Wolf habe für den Menschen keinen Nutzen, ist eine Frechheit gegenüber dem Wolf. Was nützt denn der Mensch, das nutzloseste und schädlichste Tier, dem Wolf? Wir sollten ja dankbar sein, dass es dem Wolf nicht den Magen umdreht, wenn er Schafe fressen muss, die mit Agrochemie und Antibiotika vollgepumpt sind. Ich als Stadtmensch lasse mir auch keine Wolfsromantik unterstellen von Leuten, die eine Bergbauernromantik propagieren.

Hanswalter Buff, Zürich

Ausgerechnet Berset

Nr. 1 – «Verstaatlichung der Intimsphäre»; Beat Gygi über das Bundesamt für Gesundheit

Nun ist unser Land doch vor dreissig Jahren mit der Fichenaffäre und ihren Nebenerscheinungen bedrohlich nah an einer Staatskrise vorbeigeschrammt. Und wer schrie damals am lautesten Zeter und Mordio? Jawohl – die Linke. Und nun will man ausgerechnet im Amt eines sozialdemokratischen Bundesrates eine noch umfassendere Datensammlung anlegen. Nun, ich weiss jetzt wenigstens, was die Abkürzung BAG bedeuten soll: «Bersets alternative Galgenstückchen»!

Arno Müller, Kappel

Herzlich willkommen!

Nr. 1 – «Dann ist dies nicht mein Land»; Axel Meyer über Deutschland

Sehr geehrter Herr Meyer, ich gewähre Ihnen Asyl in meinem Wohnkanton Freiburg! Sie haben in Ihrem Artikel sehr vielen Deutschen aus dem Herzen gesprochen. Genau diesen Eindruck von der aktuellen gesellschaftspolitischen Situation habe ich persönlich aus den unzähligen angeregten und interessanten Gesprächen mit Ihren Landsleuten anlässlich des Oktoberfestes in München erhalten. Leute wie Sie braucht es mehr. Es ist an der Zeit, gewissen Politikern die Augen zu öffnen, bevor es zu spät ist und Werte, auf die die westliche Population stolz sein darf, zugrunde gehen.

Daniel Suter, per E-Mail

Danke für Ihre Komplimente an die Schweiz. Trotzdem empfehle ich Ihnen, auch aus Spargründen, sich direkt an ein Land weit ausserhalb der EU zu wenden. Sie müssen wissen, dass hier in der Schweiz fast der ganze Regierungsapparat und die Verwaltung von heuchlerischen und verlogenen Sozialisten und Linken durchseucht sind, die mit Bürokratismus jegliche Selbstentfaltung zu verhindern suchen. Daher glaube ich nicht, dass Sie in der Schweiz Ihr Glück finden werden. Wenden Sie sich doch besser gleich an Australien, solange Sie noch können.

Bettina Handstrick, Zufikon

Mit Stolz und zunehmender Entspannung liest man den freundlichen Asylantrag des Konstanzer Professors, dem es gelingt, die aberwitzige Behauptung «Wir schaffen das» der deutschen Kanzlerin mit ruhiger Sachlichkeit zu kritisieren. Die Frau und ihre Entourage scheinen wirklich keinen Gedanken daran zu verlieren, was es bedeutet, so unterschiedliche Völker und Kulturen mit dem Zauberwort «Integration» im grossen Stil zusammenbringen zu wollen. Nur etwas müsste sich Axel Meyer vor dem

Umzug nochmals vor Augen führen: Die Pendants zu Merkel und ihren Kopfnickern sitzen in Bern.

Hans Christian Müller, Zürich

Ihren Wunsch, in die Schweiz zu kommen, kann ich durchaus verstehen. Leider ist das für Sie nicht möglich. Als Inhaber eines Lehrstuhls an der Universität Konstanz haben Sie keine Chance. Wären Sie allerdings ein zukünftiger Sozialhilfeempfänger, so könnten Sie schon heute einreisen und wären herzlich willkommen. Pech für Sie.

Marcel Ursprung, Basel

Weltwoche allgemein

Ich muss Ihnen allen ein grosses und aufrichtiges Kompliment für Ihre Zeitschrift aussprechen. Sie ist nach meiner Wahrnehmung, Feststellung und Beobachtung das derzeit einzige Presseorgan der Schweiz, das politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und alle übrigen Themenbereiche absolut kompetent recherchiert und den Mut hat, dem Leser und der Leserin die Ergebnisse seiner Recherchen auch unverfälscht zu präsentieren, bravo! Die *Weltwoche* ist auch mutig genug, mit entsprechenden Tatbeweisen und Bestandaufnahmen dem dauernden Linkstrend vieler Zeitschriften und elektronischer Medien (Radio/Fernsehen) mit Kompetenz entgegenzutreten. Ich bin sehr dankbar, dass es die *Weltwoche* gibt, und ich werde gern dafür sorgen, dass ihr Abonnentenkreis sich vergrössert!

Ernst Lampert, Lachen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

Blattmann warnt und bleibt

Armeechef André Blattmann will unbedingt weitermachen. Über die Festtage rief er sich mit seltsamen alarmistischen Terrorwarnungen in Erinnerung. Der neue Verteidigungsminister Guy Parmelin dürfte den zwiespältigen Korpskommandanten auf seinem Posten belassen. *Von Christoph Mörgeli*

Wie Schüsse peitschten den verschlafenen Lesern der *Schweiz am Sonntag* in der Morgenfrühe des 27. Dezember die Schlagwörter von Armeechef André Blattmann um die Ohren: «Terror, Brüssel, Paris.» In einem für seine Verhältnisse aufgeregten Artikel machte der hochdekorierte Gastautor darauf aufmerksam, wie sehr wir auf ihn angewiesen sind: «Wirtschaft, Bildung und Forschung, sogar Kultur und der Sport brauchen Sicherheit.» Selbst für die bedrohliche «Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt» fühlt sich der Chef der Armee (CdA) zuständig und erklärte die Marktwirtschaft gleich auch noch zum Sicherheitsrisiko. Oder sprach er unfreiwillig von seiner persönlichen beruflichen Situation?

In einer angeblich so kritischen sicherheitspolitischen Lage hätte Blattmann über Weihnachten und Neujahr eigentlich ein oder zwei Bataillone zum Bereitschaftsdienst aufbieten müssen. Da er es nicht tat und uns Bürger militärisch lediglich durch einige Rekruten ohne abgeschlossene Grundausbildung beschützen liess, kann die Situation so ernst nicht gewesen sein. Die Alarmstimmung hatte wohl einen anderen Grund: Blattmann sorgt sich um seine Zukunft und wollte sich dem neuen Verteidigungsminister und der Öffentlichkeit als unentbehrlichen Sicherheitsgaranten in Erinnerung rufen.

Hinter dem Rücken des Chefs

In der Tat ist die Luft um den Luftabwehrspezialisten seit der Amtsübernahme des neuen VBS-Vorstehers Guy Parmelin etwas dünner geworden. Mit Ueli Maurer teilte André Blattmann die Herkunft aus der Zürcher Oberländer Gemeinde Hinwil und die kaufmännische Ausbildung in Wetzikon. In den rund sieben Jahren ihres gemeinsamen Wirkens verband beide ei-

Eigentlich hätte Blattmann über Weihnachten ein oder zwei Bataillone aufbieten müssen.

ne solide Arbeitsbeziehung. Wenn diese in letzter Zeit etwas getrübt wurde, mochte dies durchaus auch an politischen Vorgaben gelegen haben. Ueli Maurer schien nicht sonderlich am Führungsmodell eines Armeechefs zu hängen, das seine SVP ohnehin stets bekämpft hat. Hinter dem Rücken des Departementschefs weibelte Blattmann bei Parlamentariern für «sein» Kopfmodell anstelle einer breiteren militäri-



Sorge um die Zukunft, vor allem um die eigene: Armeechef Blattmann.

schen Hierarchie, was SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz mächtig erzürnte.

Mineralwasser, Cheminéeholz

Immerhin: Gemeinsam brachte das Duo Maurer und Blattmann wieder mehr Ruhe ins von den krisenbedingten Abgängen von Armeechef Roland Nef und Bundesrat Samuel Schmid arg geschüttelte Verteidigungsdepartement.

Maurer und Blattmann stellten eine zuvor nicht einsatzfähige und schon gar nicht kriegstaugliche Armee auf eine bessere Grundlage. Von manchen Unterebenen wird Blattmann als Chef geschildert, der klare Prioritäten setzt, verlässlich führt und gut kommuniziert – angenehm im persönlichen Umgang und un-martialisch im Auftritt.

Mit seiner etwas krampfhaft wirkenden Munterkeit und seiner brüchigen Stimme gilt er allerdings nicht als geborener Troupier. Er ist aber auch kein brillanter strategischer Denker, der sich wirklich detailliert ins aktuelle Reformprojekt der Weiterentwicklung der Armee (WEA) hineingekniet hätte. André Blattmann hat die Armee vornehmlich verwaltet. Das in der Aussenwirkung weitaus wichtigste Geschäft seiner bisherigen Amtszeit – die Anschaffung des neuen Kampfflugzeugs Gripen – wurde vor dem Souverän zum Debakel. Dem Armeechef missriet schon der Auftakt zur Abstimmung im Frühjahr 2014 gründlich. Nach einem Interview spottete die ganze Schweiz über die «30 oder 40 Sechserpackungen Mineralwasser ohne Kohlensäure», die Blattmann laut eigener Aussage nebst Cheminéeholz als Notvorrat in seinem Keller hortet.

Nicht stufengerecht zur Funktion des faktischen militärischen Oberbefehlshabers sind auch die Kolumnen, die Blattmann alle vierzehn Tage für das Gratisblatt *Blick am Abend* schreiben lässt. Seine als «Befehlsausgaben» betitelten Artikel tönen dann so weichgespült und zivil wie nur möglich: «Bei uns zu Hause wird derzeit der Garten umgestaltet.» Gerne verkündet der Armeechef auch seine persönlichen Kochrezepte: «Ich kann selbst oder mit meiner Frau Doris etwas Feines auf den Tisch zaubern.» Wie hiess es früher? Man isst schlecht in der Armee, aber die Gespräche über sie würzen jedes Essen.

Zu Blattmanns grössten Schwächen gehört, dass er Kritik schlecht erträgt und abweichende Meinungen departementsintern unmissverständlich zum Schweigen bringt. Insbesondere bei der grossen strategischen Weichenstellung der Weiterentwicklung der Armee unterdrückte der Dünnhäutige die notwendigen Kontroversen und verpasste seinen höheren Staboffizieren ganz offiziell einen Maulkorb. Statt die offene Diskussion führen zu können, machten diese ihrem Frust auf inoffiziellen Kanälen Luft. Dies ist ein bedauerlicher Gegensatz zu den heftigen intellektuellen Zusammenstössen

der militärischen Denker im Vorfeld der Konzeption Armee 61. Damals stritten die klügsten Köpfe heftig und öffentlich über die beste Konzeption, schufen aber im Ergebnis eine für 34 Jahre brauchbare Lösung.

Vorgeworfen wird Blattmann auch, dass er ihm persönlich nahestehende Kopfnicker protegirt und kritische Geister absägt. Zudem ist es dem Armeechef zu wenig gelungen, aus dem einengenden Korpsgeist der Berufsmilitärs auszubrechen. Blattmann, der schon als junger Betriebsökonom und Flab-Offizier Instruktor

Gerne verkündet der Armeechef auch seine eigenen Kochrezepte in der Boulevardzeitung.

wurde, nimmt im Grunde die gedanklichen Beiträge der Miliz und deren Verbände nicht wirklich ernst, was dort zu Frustrationen führt. Eine gewisse Distanz der Kriegerkaste, die sich am liebsten im eigenen Umfeld bewegt, macht sich auch gegenüber Journalisten und Parlamentariern bemerkbar. Politisch im Justemilieu verortet, sieht Blattmann allerdings in harmonischem Einklang mit der medialen und politischen Mehrheit die gegenwärtige Armee im Würgegriff einer «unheiligen Allianz» von SP und SVP. Dies, obwohl Ueli Maurer Blattmann gegenüber seiner Partei wiederholt als Freund der SVP verkauft hat.

Bewerbung als SVP-Generalsekretär

Tatsächlich bewarb sich André Blattmann – bis zum Jahr 2000 Stabschef der Felddivision 6 – seinerzeit als Generalsekretär der SVP Schweiz. Da dies nicht klappte, trat der Generalstabsobers später der FDP bei, was das Karriereschwungrad in der Bundesverwaltung bekanntlich weit besser antreibt. Unter Samuel Schmid wurde Blattmann nacheinander Stabschef des Feldarmekorps 4, Kommandant der Zentralschulen, stellvertretender Armeechef im Range eines Divisionärs und nach dem unrühmlichen Abgang von Roland Nef dessen Nachfolger. Vielfach wurde bemängelt, dass André Blattmann nach einem Kommando auf Bataillonsstufe niemals mehr einen grösseren Truppenverband kommandiert hat.

Der Armeechef dürfte es sich aber als Verdienst anrechnen, die Weiterentwicklung der Armee glücklich durch beide Kammern des Parlaments gelotst zu haben. Auch wenn Gegner der Vorlage die WEA bitter als «Weitereliminierung der Armee» bezeichnen: Ob sie die Kraft zu einem Referendum aufbringen, bleibt vorerst abzuwarten, zumal neben den unbestreitbaren Vorteilen die ebenso offenkundigen Nachteile schwerer zu kommunizieren sind. Sollte André Blattmann seinen Posten unter Guy Parmelin in die Zukunft retten können, bleibt er für erhebliche Baustellen verantwortlich. Mit der Reduktion auf einen Soll-

bestand von nur gerade noch 100 000 Mann dürfte der verfassungsmässige Armeeauftrag von Kriegsverhinderung, Friedenserhaltung, Landesverteidigung und Bevölkerungsschutz kaum zu erfüllen sein.

Trotz stattlicher Militärausgaben von fünf jährlichen Milliarden stehen jeweils nur ein bis maximal zwei Bataillone in Bereitschaft – für einen Bewachungsauftrag im Krisenfall viel zu wenig. Was unter «Verteidigung» zu verstehen ist, bleibt verschwommen.

Die mehrschichtige, komplizierte Führungsstruktur («Kommando Operation») zwischen Armeechef und Teilstreitkräften Heer und Luftwaffe ist schwerlich zu handhaben, die vorgesehene Truppenorganisation nicht mehr milizverträglich. Der Zustand der Flugwaffe gibt Anlass zu ernster Besorgnis, die noch verbleibenden Panzerverbände sind nicht voll ausgerüstet.

Überhaupt lässt sich der personelle Radikalabbau unter Eliminierung zahlreicher Verbände kaum mit der gestiegenen globalen Bedrohungslage vereinbaren. 3500 diensttaugliche Personen – also etwa drei Bataillone – gehen jährlich durch Zivildienst und Dienstbefreiungen verloren. Die von André Blattmann verbreitete Alarmstimmung passt nicht zu den von ihm gleichzeitig propagierten drastischen Abbauplänen. Den neuen alten Armeechef erwarten ungemütliche Zeiten. ○



Siebtes Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

Russlands neue geopolitische Vernetzungen

Referat:

Prof. Dr. iur Wilfried Bergmann

Leitung: Wolfgang Koydl

Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich

25. Januar 2016

Fr. 95.– / Gönner: Eintritt frei

18 Uhr: Begrüssung

19.15 Uhr: Interview mit dem Referenten und offene Diskussion

Sprache: Deutsch

Anschliessend Apéro:

Hobelkäse-Buffer mit Zöpfe

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:

info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH



Verbindende Wellenlängen: Medienministerin Leuthard, SRG-Generaldirektor de Weck.

Im Gleichschritt

Die Landesregierung nutzt den privilegierten Zugang zu den Kanälen von Schweizer Radio und Fernsehen ungeniert aus, um sich optimal ins Licht zu rücken. Der Zwangsgebührensender spielt mit. *Von Hubert Mooser*

Der November 2015 war für Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) eine stürmische Zeit. Die Zahl der Asylgesuche stieg steil an. Die Asylzentren in den Kantonen waren überfüllt. FDP-Präsident Philipp Müller polterte, die Justizministerin tue gar nichts. Der Präsident der Polizeidirektorenkonferenz, der Berner Regierungsrat Hans-Jürg Käser (FDP), forderte die Einsetzung des Sonderstabs Asyl. Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) wollte gar Schweizer Soldaten an die Grenze schicken.

In dieser aufgeheizten Stimmung tat Sommaruga, was Schweizer Bundesräte immer tun, wenn sie politisch in Rücklage geraten: Sie trat in der «Samstagsrundschau» von Schweizer Radio SRF auf. Eine halbe Stunde lang durfte sie PR in eigener Sache betreiben. Die umliegenden Länder, so konnte sie unwidersprochen behaupten, müssten angeblich mit viel mehr Asylbewerbern fertig werden; doch in den ver-

gangenen Tagen habe man mit den Kantonen die Situation besprochen, man habe die Lage im Griff; ein Einsatz der Armee wäre überflüssig.

Mit anderen Medien redete sie nicht

Am Samstagmittag, zur besten Sendezeit, durfte die Justizministerin über einen SRG-Kanal eine Entwarnung zur Entwicklung an der Asylfront verbreiten. Zum gleichen Zeitpunkt monierte der Kanton Bern, man habe nicht mehr für jeden Asylsuchenden ein Bett, doch davon hörte man auf dem staatsnahen Sender kein Wort. Sommarugas Monolog ging mehrmals über den Äther. Mit anderen Medien redete sie an diesem Wochenende nicht. Es hätte ja unangenehme Fragen geben können.

Einzelne Sendeflächen der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) werden vom Bundesrat zuweilen gezielt so genutzt, als handele es sich um nach seinem Gusto frei ver-

fügbare staatliche Verlautbarungsorgane. Umgekehrt geniessen die SRG-Medien einen privilegierten Zugang zu Mitgliedern der Regierung und zu Spitzenbeamten. Das gilt quasi als ungeschriebenes Gesetz. Für SVP-Nationalrat Gregor Rutz (ZH), einen Kritiker der SRG, ergibt sich diese ungesunde Nähe zum Teil aus der Konzession. Diese verpflichtet die SRG zu einer «Grundversorgung». Und das bedeutet: Die SRG muss für die drei grössten Sprachregionen je mindestens drei Radio- und zwei Fernsehprogramme ausstrahlen sowie für die vierte Sprachregion ein rätoromanisches Radio- und TV-Angebot. 2017 läuft diese Konzession aus – und muss vom Bundesrat erneuert werden, der seine Anliegen gern ungestört über die SRG-Sender verlautbaren lässt.

Der staatliche Zugriff auf die SRG-Medien ist in der Konzession nicht festgelegt. Laut Vizekanzler André Simonazzi treten die Mitglieder

des Bundesrats seit den siebziger Jahren aber regelmässig im Vorfeld von Abstimmungen landesweit an Radio und Fernsehen auf. Die Begründung: Der Bundesrat habe von Verfassung (Art. 180 BV) sowie Regierungs- und Verwaltungsorganisationsgesetz (Art. 10 RVOG) den Auftrag, die Öffentlichkeit umfassend über seine Tätigkeit zu informieren. Ausserdem ist auch im Bundesgesetz über die politischen Rechte (Art. 10a BPR) festgelegt, dass der Bundesrat die Stimmberechtigten kontinuierlich über die eidgenössischen Abstimmungsvorlagen informiert. Doch wo verläuft die Grenze zwischen Information und Staatspropaganda?

Die Abstimmungsstatements des Bundesrats werden – wie auch die Ansprachen des Bundespräsidenten zum Neujahr oder zum 1. August – auf den ersten Senderketten von Radio und Fernsehen der SRG ausgestrahlt und auch den privaten Radios angeboten. Bis zur Totalrevision des Radio- und Fernsehgesetzes (RTVG), das am 1. April 2007 in Kraft trat, war die SRG zur Ausstrahlung dieser Ansprachen verpflichtet und trug keine Verantwortung für die Inhalte der entsprechenden Sendezeit. Seither werden die Fernseh- und Radioansprachen auf der Grundlage der langjährigen Tradition und des gesetzlichen bundesrätlichen Informationsauftrags weitergeführt. Das ist aber nur der zosuzagen offizielle Zugriff auf die SRG.

Regierung und Spitzenbeamte nutzen die SRG nebenbei auch gerne für PR-Auftritte und zur Verbreitung der eigenen Propaganda. Das zeigen ein paar wahllos herausgegriffene Beispiele.

— Anfang Juni 2014: Drei Monate sind seit dem Ja der Stimmbürger zur Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) vergangen. Der neue Verfassungsartikel will die Zuwanderung aus der EU einschränken. Bevor der Bundesrat am 20. Juni sein Konzept zur Umsetzung der MEI präsentiert, reist der Staatssekretär des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Yves Rossier, nach Brüssel zu EU-Chefdiplomat David O'Sullivan. Ein Team des Schweizer Fernsehens darf ihn exklusiv begleiten. Die Botschaft des Filmbeitrages: Rossier ist in Brüssel gut vernetzt und kämpft wie ein Löwe für eine Lösung. Die MEI belaste jedoch die Beziehungen der Schweiz zu Brüssel. Die EU werde bei der MEI kaum einlenken. Sogar der Bundesrat fiel auf die Bilder herein. Die ganze Geschichte war nicht mehr als PR für Rossier, der später als EU-Chefunterhändler trotzdem abtreten musste.

— Mai 2015: Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann bricht nach Indien auf – zur Beziehungspflege, wie er selber sagt. Seit Jahren verhandelt der Bund für die Europäische Freihandelsassoziation (Efta) über ein Freihandelsabkommen mit Indien. Die Verhandlungen kommen aber kaum vom Fleck. «Wir haben uns einmal mehr bestätigt, dass wir dieses Freihandelsabkommen bis Ende dieses Jahres ab-

schliessen», sagte der Bundesrat nach seinem Treffen mit Amtskollegin Nirmala Sitharaman. Das sagte er schon nach früheren Treffen. Für die belanglose Schneider-Ammann-Show in Indien schickte SRF einen Sonderkorrespondenten mit auf die Reise, der den Wirtschaftsminister in der «Tagesschau» völlig kritiklos in das von ihm gewünschte Licht rückte.

— Dezember 2015: Vor der nationalrätlichen Debatte über eine Verlängerung des Ärztestopps darf Gesundheitsminister Alain Berset (SP) in

Für die Schneider-Ammann-Show in Indien schickte SRF einen Sonderkorrespondenten.

der Sendung «Forum» des Westschweizer Radios vor einem Nein zu einer Verlängerung des Ärztestopps warnen und seine Meinung dazu ausführlich verbreiten. Das Parlament lässt sich von Berset nicht beeindrucken und lehnt die Verlängerung ab. Die Sache ist damit entschieden, doch der Gesundheitsminister lässt es sich nicht nehmen, am Abend nach seiner Niederlage den Entscheid des Parlaments in der SRF-Sendung «Forum» zu zerpfücken.

Fernsehleute wechseln die Seiten

Die Liste liesse sich beliebig weiterführen. Die subtil kaschierte Hofberichterstattung und der Verlautbarungsjournalismus der SRG haben nicht nur institutionelle, sondern auch personelle Gründe. Eine Reihe von Fernsehleuten hat in den vergangenen Jahren die Seiten gewechselt. Eines der jüngeren Beispiele ist der frühere «Arena»-Moderator Urs Wiedmer, der erst kürzlich beim neuen Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP) als Informationschef anheuerte. Bei Ueli Maurer schiebt seit Jahren der frühere SRF-Sportreporter Peter Minder als Informationschef Dienst. Im Departement von Berset hat die frühere Ressortleiterin Politik bei Radio Télévision Suisse (RTS), Nicole Lamon, bezüglich Information das Sagen.

Auch diese Liste liesse sich fast beliebig weiterführen. André Marty etwa, Ex-Nahostkorrespondent des Schweizer Fernsehens, wechselte zuerst in die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) im Aussendepartement, heute ist er Informationschef von Bundesanwalt Michael Lauber. Für Schneider-Ammann wirkte bis Anfang 2015 der frühere Fernsehmann Ruedi Christen als Kommunikationsverantwortlicher, seither arbeitet er in einem reduzierten Pensum als Berater. Weitere Seitenwechsel sind absehbar.

Die SVP möchte nun die Nähe von SRG und Bundesrat mit einer neuen Regelung durchbrechen: Nicht mehr die Landesregierung soll hinter verschlossenen Türen über die Konzession entscheiden, sondern das Parlament. Aber so widerstandslos werden die Bundesräte Fernsehen und Radio wohl nicht aus der Hand geben. ○

Service public

Schrebergärtner

Roger de Weck kämpft für den medialen Heimatschutz.

Die Rolle von SRG-Generaldirektor Roger de Weck als heroischer Kämpfer für die nationale Klammer der «idée suisse» entbehrt nicht der Komik. Wie hat er doch in seinem früheren publizistischen Leben die grenzenlose europäische Überstaatlichkeit verherrlicht. Eben noch als Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* und der *Zeit*, aber auch in seinen philosophischen «Sternstunden» im Schweizer Fernsehen beschwor er in fast religiöser Hingabe die Erlösung von unserem Sonderfall dank Integration ins Brüsseler EU-Konstrukt. Roger de Weck schien fast physisch zu leiden an der schweizerischen Selbstbestimmung und sah die Zukunft unseres Landes nur noch als verarmtes Reservat von ewiggestrigen Insulanern.

Dann die Wandlung. Von einem Tag auf den andern wurde aus dem polarisierenden, polemisierenden Europhilen ein über jedem Gezänk stehender helvetischer Staatsmann. Als Generaldirektor der SRG verinnerlichte Roger de Weck per sofort die ruhmreiche Tradition der in den bedrohlichen dreissiger Jahren gegründeten nationalen Sendeanstalt. Es galt damals, der von Nord und Süd anbrandenden Flut verderblicher totalitärer Information und Unterhaltung zu trotzen. Um die kleine Schweiz vor dem Gedankengut der deutschen Nazis und der italienischen Faschisten zu bewahren, setzte man auf gebührenfinanzierte Monopolsender, welche die Hörer ganz im Sinne der geistigen Landesverteidigung informierten.

An diese Ursprünge scheint Roger de Weck anzuknüpfen. Was von draussen eindringt, namentlich von ausländischen Privatsendern, beurteilt er jetzt als Belastung, wenn nicht als Verschmutzung des schweizerischen Volksgeistes. Gegen globalisierte Grosskonzerne empfiehlt er den helvetischen Abwehrkampf aus dem Reduit unseres Service public – überzeugender als jeder von ihm früher so gescholtene Nationalkonservative. Es ist eine hübsche Pointe, dass sich der ehemalige Vordenker für Weltoffenheit und Internationalismus jetzt dem medialen Heimatschutz und der geistigen Schrebergärtnerlei verschrieben hat. Denn Roger de Wecks Beweglichkeit relativiert wohltuend seine früheren Positionen. Erstaunlich bleibt immerhin die Fähigkeit des SRG-Chefs, sein momentanes Eigeninteresse jeweils als neue Weltformel zu verkünden.

Christoph Mörgeli

Das Erwachen der Macht

Die Wettbewerbskommission genehmigt den Zusammenschluss von Ringier, SRG und Swisscom. Das neue Medien-Imperium stösst auf Widerstand. Die Rebellen hoffen auf Rundfunk-Ministerin Doris Leuthard. Die Bundesrätin aber steht auf der dunklen Seite. *Von Florian Schwab*

Letzten Sommer kündigten die Staatsbetriebe Swisscom und SRG sowie das private Verlagshaus Ringier ein sogenanntes Joint Venture an. Sie wollen in Zukunft gemeinsam Werberechte verkaufen. Wie genau die Zusammenarbeit aussieht, wissen nur die Beteiligten selbst. Seit her rumort es. Die privaten Verlage, allen voran Tamedia, fühlen sich desavouiert. Sie befürchten, in Zukunft einem staatlich dominierten Monopolisten gegenüberzustehen.

Für die Verhinderung solcher Zusammenballungen von Marktmacht ist die Wettbewerbskommission (Weko) zuständig. Egal, ob Autoimporteure ihren Vertretern unzulässige Klauseln in den Vertrag schreiben oder sich die Händler von exklusiven Steinway-Flügeln untereinander absprechen: Die Weko ist zur Stelle und sanktioniert die beteiligten Firmen. Geradezu lustvoll kultiviert sie oftmals ihr Dasein als Sheriff auf dem Schweizer Marktplatz. Die Hoffnungen der Gegner des Joint Venture ruhten also zunächst auf diesem Gremium.

In einer Eingabe legte der Verband Schweizer Medien dar, dass das Gemeinschaftsunternehmen auf Anhieb eine marktbeherrschende Stellung erringen würde bei der sogenannten zielgruppenspezifischen Werbung: Swisscom, so die Befürchtung, bringe ihr umfassendes Wissen über die Kunden in die Dreiecksbeziehung ein, um dieses am Werbemarkt in klingende Münze zu verwandeln, mit privilegiertem Zugang für die SRG und Ringier (*Weltwoche* Nr. 38/15, «Staatsbetrieb mit grossen Ohren»).

Undurchsichtiger Meinungswandel

Beinahe hätte die Wettbewerbskommission den Zusammenschluss untersagt. Dies sah zu-

mindest der Antrag vor, den das Weko-Sekretariat im Herbst ausgearbeitet hatte, wie die *Weltwoche* damals kurz vermeldete. Das Weko-Sekretariat ist eine mit mehreren hundert Juristen-Stellenprozenten ausgestattete Behörde, welche die Entscheidungen der Wettbewerbsbehüter vorbereitet. Es verlangte nach einer «vertieften Prüfung» der Kommission Ende Oktober, den Zusammenschluss «in der beantragten Form» nicht zu genehmigen. Damit wäre das Vorhaben zunächst gestoppt gewesen. Die drei beteiligten Firmen hätten den Fall vor das Bundesverwaltungsgericht ziehen können. Oder aber sie hätten direkt an den Bundesrat gelangen können, der Weko-Entscheidungen über Staatsbetriebe aufgrund eines übergeordneten öffentlichen Interesses umstossen kann.

Doch Mitte Dezember fiel der Entscheid der Kommission, die zur Hälfte aus Vertretern der Wissenschaft und zur Hälfte aus Interessenverbänden (Wirtschaft, Gewerkschaften) be-



Ein möglichst grosses Stück vom Kuchen.

steht: Der Zusammenschluss wurde genehmigt. Dass dies entgegen dem ursprünglichen Antrag des Sekretariats geschah, lässt aufhorchen. Politische Gegner des Zusammenschlusses wollen wissen, dass Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) gegenüber dem Weko-Präsidenten Vincent Martenet vorbeugend darauf hingewiesen hatte, dass das Vorhaben aus Sicht des Bundesrates unproblematisch sei – dies auf Initiative von Medienministerin Doris Leuthard. Das Departement Schneider Ammann lässt eine Anfrage zu dem Thema unbeantwortet. Der Weko-Präsident hingegen stellt entsprechende Gespräche in Abrede. Er dementiere «klar und eindeutig jeglichen Kontakt zu Herrn BR Schneider-Ammann in der Frage», schreibt Martenet. Die Abkehr von der «vorläufigen Beurteilung sowohl des Sekretariats wie auch der Kommission», also vom ursprünglich beabsichtigten Verbot, sei durch «weitere Ermittlungsmassnahmen» wie «Stellungnahmen der Parteien und weiterer Marktteilnehmer, Studien, Anhörungen» zustande gekommen. Diese hätten gezeigt, dass es «an der Möglichkeit zur Beseitigung des wirksamen Wettbewerbs fehlt».

Chronologisch betrachtet, bleibt festzuhalten, dass das Weko-Sekretariat nach einer vertieften Prüfung zum Ergebnis gekommen war, den Zusammenschluss zu verbieten, und dass die Kommission dann innert sechs Wochen diese Empfehlung umsties. Dass in dieser Zeit, wie die Weko glauben machen will, gravierende neue Tatsachen ans Licht gekommen sind, die dem Sekretariat nicht bereits zur Verfügung standen, ist unwahrscheinlich. Glaubhafter erscheint es vielmehr, dass an den Kriterien geschraubt wurde, um dem Vorhaben dennoch zum Erfolg zu verhelfen.

Widersprüchliches Wehklagen

Üblicherweise ist bei wettbewerbsrechtlichen Fällen die Frage massgeblich, wie man den relevanten Markt genau absteckt. Je grosszügiger man dabei vorgeht, desto höher liegt die Hürde für Verbote und Auflagen. Im Fall des Werbemarktes dürfte vor allem ausschlaggebend sein, ob man den Schweizer Werbemarkt als den relevanten Markt betrachtet, in dem das Joint Venture ein Gigant ist, oder, im Chor mit SRG-Generaldirektor Roger de Weck und Kollegen, ob man den weltweiten Markt ins Auge fasst, auf dem das Joint Venture als «Zwerg» Internetsriesen wie Google und Facebook gegenübersteht.

Beim Verband Schweizer Medien, wo man das Joint Venture bekämpft, setzt man nach verlorener Weko-Schlacht auf den Branchenregulator, das Bundesamt für Kommunikation (Bakom). Als Aufseher über Swisscom muss dieses Amt das Gemeinschaftsunternehmen ebenfalls prüfen und könnte je nachdem Bedingungen aussprechen oder es ganz untersagen. Hoffnungen nährte Medienministerin

Leuthard, als sie am letzten Kongress des Verbandes die Branche dazu einlud, mit den Kollegen des Joint Venture die Geschäftsmodelle abzuklären. «Prüfen Sie, ob und welche Kooperationen möglich sind.» Dies ist allerdings leichter gesagt als getan, denn aus Sicht der nicht beteiligten Verlagshäuser ist das Joint Venture eine grosse und bedrohliche Unbekannte.

Die drei beteiligten Unternehmen betreiben nämlich eine regelrechte Heimlichtuerei um die genauen Umstände ihrer Kooperation. Die Eingabe der SRG an das Bundesamt für Kommunikation wurde zwar veröffentlicht, allerdings waren von den 23 Seiten rund 20 Seiten geschwärzt. «Wie soll man Kooperationen suchen, wenn man nicht einmal weiss, was genau geplant ist?», fragt Andreas Häuptli, Geschäftsführer ad interim beim Verband Schweizer Medien. Bereits früher hatte Verlegerpräsident Hanspeter Lebrument (*Südos-*

Die drei Beteiligten betreiben eine Heimlichtuerei um die genauen Umstände ihrer Kooperation.

schweiz) gefordert, der Datenschutz des neuen Unternehmens müsse der ganzen Branche offenstehen. Es ist somit zumindest fraglich, ob der Verband privater Medien das Vorhaben grundsätzlich bekämpft oder ob man je nach genauer Ausgestaltung des Joint Venture auch gerne ein möglichst grosses Stück vom Kuchen ergattern möchte. Eine solche *if you can't beat them, join them*-Strategie mag aus opportunistischen Gründen sinnvoll sein.

Doch wäre das Joint Venture weniger problematisch, wenn es noch mehr Firmen umfassen würde? Etwa indem sich beispielsweise auch Tamedia anschliessen würde, wie Medien-Experte Kurt W. Zimmermann letzte Woche in dieser Zeitung mutmasste? In ihrer Ablehnung der ausländischen Konkurrenz in Form von Google, Facebook und Co. bewegen sich die einheimischen Verlagshäuser relativ nahe an der Argumentation, mit der SRG-Chef Roger de Weck und Bundesrätin Doris Leuthard das Joint Venture begründen und die letztlich auch vor der Weko Bestand hatte.

Solange die privaten Medien sich dem Wehgeschrei über die Konkurrenz durch weltweite Internetsriesen anschliessen, haben sie schlechte Karten im politischen Kampf gegen das Joint Venture. Das Bakom dürfte den Widerstand daher – nicht ganz zu Unrecht – als Bitte der Privaten interpretieren, doch ebenfalls an dem bisherigen Dreiertisch Platz nehmen zu dürfen. Zurzeit ist ein Antrag des Medienverbands hängig, in dem Genehmigungsverfahren den Status als Partei zu erhalten und dadurch umfassende Akteneinsicht zu bekommen. Voraussichtlich entscheidet das Bakom bis Ende Monat über diesen Antrag.

An der Entscheidung wird man bereits ablesen können, wie offen oder verschlossen das Departement Leuthard das Joint Venture für die Teilnahme weiterer Unternehmen gestalten möchte.

Goldgrube für staatliche Monopolisten

Wer das Ansinnen noch zu Fall bringen will, darf sich nicht nur an den eigenen betriebswirtschaftlichen Interessen orientieren. Es gibt genug staatspolitische, liberale Argumente, die gegen den Zusammenschluss sprechen: Was soll an einem vom Staat kontrollierten Schweizer Monopolisten harmloser sein als an amerikanischen, aber immerhin privatwirtschaftlichen Internet-Champions wie Google? Soll sich der Schweizer Medienmarkt in Zukunft noch stärker als bisher aus staatlich verwalteten Geldtöpfen speisen? Ist es erwünscht, dass bald kein Weg an einer «Schweizer Medien-Vermarktungs AG», bestehend aus SRG, Swisscom, Ringier et cetera, mehr vorbeiführt, wenn man in der Schweiz grossflächig werben möchte?

Solche Argumente hört man allerdings kaum. Keine Lobby haben die Geschädigten der Allianz: die Bürger und Konsumenten. Die Bürger werden in ein staatlich gemanagtes Mediensystem geworfen. Aller Erfahrung nach wird die sogenannte vierte Gewalt mit zunehmender finanzieller Abhängigkeit immer staatstragender und zahnloser. Anders als ein amerikanischer Internetsgigant interessiert sich ein solcher halbstaatlicher Werbevermarkter durchaus für die Vorgänge in Bern. Schon heute zählen Swisscom und die SRG zu den erfolgreichsten Lobbyisten im Bundeshaus. Die Konsumenten werden auf dem Reissbrett der Medienstrategen ein weiteres Mal zur Goldgrube für ohnehin komfortabel gebettete staatliche Monopolisten. ○



WALDHAUS SILS

A family affair since 1908

Wintersaison 2015/16:
17. Dezember bis 10. April 2016

Sommersaison 2016:
15. Juni bis 23. Oktober 2016

Geschichte und gelebte Gegenwart in einem sehr persönlich geführten Hotel mit 5 Sternen, aber ohne Star-Allüren.

Skipass à CHF 35.- pro Pers./Nacht ab 2 Nächten.
Max. CHF 150.- für den ganzen Aufenthalt!
Kinder Skipass bis 12 Jahre gratis.

Tel +41 (0)81 838 51 00 / www.waldhaus-sils.ch



Plötzlich Hausfrau: Expat-Gattin Ball (l.) kocht an einer Veranstaltung im Zürcher American Women's Club.

Im Land der fröhlichen Kühe

Designer-Kleidung, Wiener Opernball, Patisserie-Kurs in Paris: Frauen, die mit ihrem beruflich erfolgreichen Mann in die Schweiz zogen, scheinen im Paradies zu leben. Kennt man sie ein bisschen besser, öffnen sich Abgründe. *Eine Reportage von Claudia Schumacher und Thomas Buchwalder (Bilder)*

Kann man in Zürich leben, ohne ein Expat-Pärchen im Umfeld zu haben? Meine Freundin Alina, eine Expat-Frau Mitte dreissig, war jedenfalls neulich bei uns zum Abendessen. Sie war früher Immobilienmaklerin und lebte mit ihrem Verlobten, der für eines der grössten amerikanischen Internetunternehmen arbeitet, im Silicon Valley. Er wurde nach Zürich geschickt. Sie begleitete ihn.

Die häufigste Konstellation bei Expat-Paaren: Er bekommt einen Auftrag von der Firma, die ihren Hauptsitz in Amerika oder Asien hat. Der Auftrag geht nicht selten mit einer Beförderung einher. Unwiderstehlich. Die Frau zieht mit. In den meisten Fällen wird sie in der Fremde nicht arbeiten. Es handelt sich um Topverdiener, da geht das. Die beiden bleiben etwa zwei bis vier Jahre. Dann gehen sie zurück in die Heimat oder in ein neues Ausland.

Alina und ich haben uns vor vier Jahren auf einer Zugfahrt kennengelernt und eine Freundschaft entwickelt, der ich manches verdanke. Lustige Abende. Weingetränkte Gespräche, Spaziergänge am See. Fotos, auf denen wir glücklich aussehen. Alina gibt gerne. Nicht nur im übertragenen Sinne. Eine extravagante Topfpflanze, einen Lockenstab und ein Glätteisen hat sie mir geschenkt. Ausserdem: drei Gesichtscremes, zwei Handcremes, einen Sandwichmaker, eine Glacemaschine. Armani, Dolce & Gabbana oder Diane von Fürstenberg: Designerkleidung, säckeweise.

Flucht in Sex-Eskapaden

«Verkehrst du in Expat-Kreisen?», fragte mich neulich ein Kollege, als ich ihm ganz allgemein von den letzten Wochenend-Kurztrips und von Übernachtungsgästen aus dem Ausland erzählte. Die Frage des Kollegen klang

leicht spitz. Ich war irritiert, als wäre ich bei etwas Falschem erwischt worden, von dem ich gar nicht wusste, was es war. Ich habe mit Alina nur eine einzige Expat-Frau als Freundin. Aber offenbar setzt man sich hier schnell einem Vorwurf aus. Was stimmt denn nicht mit den Expats? Und wenn die so langsam, aber sicher überall unter uns sind, vielleicht erst mal: Wie viele sind es eigentlich?

Die jüngste Zahl ist eine Schätzung aus einer Studie von 2012: 4000 englischsprachige Topverdiener-Expats allein in Zürich. Die Männer sind über die Arbeit meist schnell integriert. Ihre Begleiterinnen, die nicht arbeiten, bleiben isoliert. Das sind dann die reichen Expat-Gattinnen, die schon bald am Rande des Abgrunds tänzeln – zumindest liest man das immer wieder.

Letztes Jahr war die Stadt Zürich Schauplatz eines internationalen Bestsellers, der eine

Expat-Gattin zur Protagonistin hat. «Hausfrau» heisst der Roman. Geschrieben hat ihn die Texanerin Jill Alexander Essbaum, die selbst eine Weile als Expat-Gattin im Zürcher Vorort Dietlikon gelebt hat. Sie wurde dabei depressiv. Wie auch ihre Protagonistin. Diese flüchtet sich in Sex-Eskapaden. Das grosse Drama verkauft sich natürlich. Aber ist etwas Echtes an der Geschichte? Als ich die Autorin traf, erzählte sie eindrucksvoll vom Gefühl der totalen Isolation, das sie in ihrer Zürcher Zeit als Schriftstellerin, die zu Hause arbeitete und die Landessprache kaum konnte, erlebt hatte. Die Schweizer seien eher reserviert, schwierig beim Befreunden, und das ganze Land sei von einer Ruhe geprägt, mit der man sich schwertun könne, wenn man aus den lärmigen USA komme. Essbaums Ehe zerbrach. Wie im Buch.

In Bezug auf meine Freundin Alina muss ich sagen: Ich mag sie. Aber ich kann nicht abstreiten, dass sie ein wenig verhaltensauffällig ist. Gerade im ersten Jahr konnten wir uns kaum einmal treffen, ohne dass sie mir teure Geschenke machte. Ich war damals noch Praktikantin, sie ein paar Jahre älter und, tja, nun einmal reich. Wenn ich ein Geschenk ablehnen wollte, sagte sie, ich sei doch die kleine Schwester, die sie nie gehabt habe. Erstmals beim dritten Kaffeetreff. Ich fand nicht, dass wir uns schon so nahestanden. Aber da war eine Not. Wie ein ausgehungertes Hündchen suchte Alina Zuneigung – und bewertete Beziehungen schnell enger, als sie waren.

«Es gibt Tage, da mache ich den Haushalt und spreche dabei mit keiner einzigen Menschenseele», sagt die Expat-Gattin Teri Mason beim Kaffeekränzchen im Zürcher American Women's Club. Ich bin an einem Freitagmorgen zur Recherche dort. Es ist das offizielle Mitgliedertreffen, das um zehn Uhr stattfindet – normale Büroarbeitszeit. Man geht im American Women's Club offenbar nicht davon aus, dass Amerikanerinnen in Zürich arbeiten. Bereits das Treppenhaus im Club ist aufwendig zum Kaffeethema dekoriert, auf den Buffetischen stehen Kaffee, Bio-Yogi-Tee und feines Gebäck bereit. Cappuccino-Mini-Cupcakes auf Etageren, Bällchen aus Bananen, Datteln und Nüssen. An den Wänden hängt dekorative Kunst, auch zum Verkauf. Blumenmotive. Kühe mit herzigen Augen. Eines der Kuhbilder trägt den Titel «Jersey girl».

Wie ein Sturmtruppler aus «Star Wars»

Teri Mason ist 54 Jahre alt. Sie sieht zehn Jahre jünger aus. Die Haare im Bob-Schnitt glänzen. Das Gesicht mit den makellosen Zügen ist einwandfrei geschminkt. Die Kleidung ist elegant in Schwarz und Weiss, wirkt teuer. Gut sieht das aus – welcher Designer? «Danke», sagt Teri und winkt ab. «Das ist jetzt nichts Tolles. Mein Mann meinte, ich sähe aus wie ein Sturmtruppler aus «Star Wars!»» Teri ist lustig und charmant. Es macht nicht den Eindruck, als würde

da etwas nicht stimmen. Oder als wäre sie auch nur eine Frau mit Problemen wie so ziemlich jede andere.

Daheim in New Jersey arbeitete Teri als Lehrerin. Als der Mann «eine absolut grossartige Jobchance in Zürich» erhielt, zögerte sie nicht. Sie ging mit – «und sehr frühzeitig in Rente». Sie war jetzt Hausfrau. Ohne Kinder. Ohne Freunde. Das Haustier starb.

In den USA hatte Teri den Haushalt zwischenrein und flott mit dem Auto erledigt. In Zürich verzichtete sie auf ein Auto – denn sie hatte jetzt Zeit. Sie füllt ganze Tage mit Erledigungen. Deutsch spricht sie nicht. Während die Unternehmenssprache ihres Mannes Eng-

In puncto Freundefinden liegt die Schweiz auf dem vorletzten Platz.

lisch ist und er problemlos soziale Kontakte knüpfen kann, hat Teri eher mit Handwerkern und Verkäuferinnen zu tun, die kein Englisch sprechen. Sie kann nicht nett mit ihnen plaudern. Am Abend quasselte sie ihrem Mann das Ohr ab. Teri reisst die Augen auf, hält den Atem an, die Hände abwehrend vor dem Oberkörper, mit dem sie zurückweicht – sie spielt den Ehemann nach, der vor ihrem Wortschwall erschrickt. Die anderen Frauen lachen. Teri schreibt mir später per Mail: «Ich hoffe, unsere Geschichten haben dir keine Angst gemacht.»

Seit ich Alina kenne, machen mir private Geschichten anderer Leute nicht mehr so schnell Angst. Es war hart für Alina, ohne Deutschkenntnisse in Zürich Freundschaften zu schliessen. Eigentlich schneidet die Schweiz bei Expats allgemein gut ab. Die britische

Grossbank HSBC macht jedes Jahr eine breite Umfrage. Letztes Jahr landete die Schweiz in puncto ökonomischer Zufriedenheit bei den befragten Expats aus 39 Ländern auf Platz eins. Die hohe Lebensqualität wird stets betont. Da gibt auch Alina den Befragten recht: «Zurich is the most beautiful city in the world.» In puncto Freundefinden liegt die Schweiz allerdings auf dem vorletzten Platz. Da gibt die HSBC-Umfrage Alina recht.

Langsam brach der Wahnsinn aus

Vielleicht verbarg sich hinter ihren übertriebenen Geschenken der Versuch, eine Freundin zu kaufen. Die andere Erklärung: Alina hatte so viele Probleme, über die sie reden musste. Vielleicht hätte sie besser einen Therapeuten bezahlt. Stattdessen nahm sie mich. Auf ein Geschenk folgt in der Regel eine Horrorstory.

Ihr Freund habe sie vor ein paar Tagen gewürgt, das solle ich mir mal vorstellen, meinte sie jüngst entrüstet, als sie bei uns zum Abendessen war. Die extravagante Topfpflanze hatte gerade einen Platz im Wohnzimmer gefunden. Bei Tisch hatte sich Alina mit meinem Freund nett über den US-Immobilienmarkt unterhalten. Jetzt standen wir zu zweit auf dem Balkon, sie hielt eine Zigarette zwischen die langen, dunkelroten Nägel geklemmt, und wir schauten gemeinsam in ihren Abgrund.

Im Silicon Valley waren Alina und ihr Freund glücklich gewesen. So als hübsches Ding mit Kleidergeschmack schlug sie sich gut als Immobilienmaklerin und trug ihren Teil dazu bei, dass das Paar bald die erste Million auf dem Konto hatte. Verlobung. Dann kam Zürich. Der Job des Verlobten in der Internetbranche, der noch einen Zacken besser war als der ihrige, führte sie in das Land der fröhli-



Wortschwall am Abend: die Amerikanerin Teri Mason in ihrer Wohnung im Zürcher Seefeld.



Integration für Bessergestellte: Angelica Cipullo vom «Girlfriend Guide to Zurich».

chen Kühn und der schwierigen, aus den Urteilen des Halses kommenden Fremdsprache. Bei ihm: Unternehmenssprache Englisch. Bei ihr: kein Deutsch, keine Arbeit. Alina aber konnte es sich leisten, nichts zu tun. Und das tat sie.

In Millionärshaushalten haben die Erwerbstätigen selten einen Job, der sie pünktlich um 17 Uhr nach Hause führt. Alina sah ihren Verlobten kaum. Langsam brach der Wahnsinn aus. Ist er wirklich immer am Arbeiten? Oder gibt es jemand anderen? Fragen und ein ganzer Tag ohne Arbeit, an dem man sich paranoide Antworten ausdenken kann. Alina begann, das Handy des Verlobten zu durchsuchen. Die beiden stritten wegen jeder Kleinigkeit. Alina, die eigentlich einfachen Verhältnissen entstammt, hatte irgendwo zwischen der neunten Louis-Vuitton-Tasche und dem zehnten Mal, als sie sich bei Coop nicht verständigen konnte, das seelische Gleichgewicht verloren. Die Verlobung ist mittlerweile gelöst.

«Wann unternehmen wir mal wieder etwas?», fragt eine der Damen im American Women's Club ihre Freundin Meghan Raman. Die indischstämmige Amerikanerin antwortet, dass sie gleich nach London müsse. Und danach Verwandte auf der anderen Seite der Erde besuchen, sorry. Ihr Gegenüber lacht: «You are such a busy traveler!» Die Frauen ziehen sich gegenseitig damit auf, wie durchgetaktet ihre Alltage sind – obwohl sie nicht arbeiten. Es wird viel rumgejettet. Warum? «Daheim ist es so langweilig», sagt Meghan. Sie ist fein raus, das Ende ist in Sicht. Sie wird bald wieder arbeiten und muss das gängige Dasein der Expat-Hausfrau nicht mehr verteidigen. Sie zählt an den Fingern ab, wo sie in den letzten Monaten alles war. Linke Hand, rechte Hand. Dann

muss sie nochmals die linke Hand bemühen. Auch meine Freundin Alina ist ständig unterwegs. Patisserie-Kurs in Paris. Shoppen in Mailand. Wiener Opernball. Frust-Cocktails in Kopenhagen. Sie wurde immer trauriger und futterte den Kummer an vielen Tagen in sich hinein. Auch das war ein Grund, Designerkleidung zu verschenken: Aufgrund starker Gewichtsschwankungen passte ihr immer die eine Hälfte des Kleiderschranks nicht. Dann machte sie krude, teure Diäten mit Hormonspritzen in den Bauch.

Ist Zürich zwangsläufig die Endstation des guten Lebens der ausländischen Frau, die der Karriere des Mannes wegen hierherfindet? Redet man über ein paar Tage mit Expat-Frauen, ist zumindest eine Antwort einhellig: Unter den typischen Expat-Umständen ist es nicht leicht, sich in Zürich einzufinden. Die meisten können von einer Phase der Isolation und Orientierungslosigkeit erzählen. Bei den Frauen,



«Ein paar Probleme gelöst»: Caitlin Ball.

die zuvor gearbeitet haben und die plötzlich in einem fremden Land vor einem leeren Alltag stehen, nimmt das nicht selten die Form einer Existenzkrise an. Es gibt aber Frauen, die daraus etwas machen. «Ich habe in den USA mit meinem Vater und meinem Bruder als Immobilienmaklerin gearbeitet», erzählt die dreissigjährige Caitlin Ball. Als sie mit ihrem Mann nach Zürich kam, wusste sie, dass sie den Job ohne Netzwerk und Sprachkenntnisse nicht würde weiter ausführen können. Plötzlich Hausfrau.

Yoga und Mandelmilch

Aber was für eine! Caitlin ist jetzt Yoga-Lehrerin und Ernährungsberaterin. Sie selbst hat «ein paar Probleme gelöst», die sie von den USA in die Schweiz mitgeschleift hatte. Abgenommen, an der Ehe gearbeitet. Die Hübsche führt einen Rezeptblog und gibt einen Newsletter heraus. Sie baut sich gerade ein bisschen etwas auf. Im American Women's Club möchte sie im Team mit einer Schweizer Yogalehrerin regelmässig einen «Health Day» veranstalten. Eine Möglichkeit, bei der Expats auf Schweizerinnen treffen können, mit denen sie zumindest schon einmal das Interesse für Yoga, Quinoa und Mandelmilch teilen. Beim ersten Health Day sind die Räume rammelvoll. Meghan unterhält sich mit Regula.

Langsam passiert es, dass Expat-Frauen, die schon länger da sind, sich um die Expat-Frauen kümmern, die frisch in die Stadt kommen. Auf der Website des Girlfriend Guide to Zurich werden etwa Veranstaltungen für die anspruchsvolle Frau mit Geld verlinkt und Tipps für das Entdecken der Stadt gegeben. Der Lifestyle-Anspruch im Girlfriend Guide ist der Klientel entsprechend hoch. Eigene Veranstaltungen finden nicht im Rahmen eines normalen Stammtisches statt, sondern in Form einer Weinverkostung an nobler Adresse. Wer am Adventskalender letzten Dezember teilnahm, konnte Wochenenden in Fünfsternhotels gewinnen. Schweiz Tourismus ist einer der Geschäftspartner. So geht Integration für Bessergestellte. Trifft man die Gründerinnen Angelica Cipullo und Deja Rose zum Gespräch, landet man in einer coolen Cocktailbar in Zürich, die man noch nicht kannte. An einem Ort, an dem man diese nicht vermutet hätte. Die beiden sind selbst Expat-Frauen und kennen sich aus. Das Girlfriend-Guide-Konzept ist erfolgreich. Die Gründerinnen suchen Mitarbeiterinnen und wollen in weitere Städte expandieren.

Was meine Alina betrifft, so hat sie mich beim letzten Mal nicht mehr von Zürich nach Zürich besucht, sondern von Palo Alto nach Zürich. Sie und ihre Amour fou sind wieder im Silicon Valley zurück. Ex-verlobt, aber noch zusammen. Alina arbeitet wieder. Steht zu hoffen, dass sie sich irgendwie von ihrem persönlichen Expat-Schock erholen wird. ○

Der Nobody mit der Fussfessel

Wie der Torjäger Jamie Vardy und Leicester City die Premier League auf den Kopf stellen.

Von Peter Hartmann



Vom Bleistift zum Star: Leicester-Stürmer Vardy.

Letztmals interessierte sich die Welt für Leicester, die Industriestadt am Rand des National Forest, wegen der unglaublichen Geschichte des sagenhaften Königs Richard III. (1452–1485). Seine Gebeine waren unter einem Parkplatz gefunden, einwandfrei identifiziert und im vergangenen März in einem pompösen Staatsakt endlich zu Grabe getragen worden. Die unglaubliche Geschichte dieser Tage dreht sich um das Skelett eines Fussballspielers.

«Zu schwächig, aus dem wird nie etwas», urteilten sie bei Sheffield Wednesday. Jamie Vardy hiess der 16-jährige Bleistift, der im Probetraining durchfiel. Da war Wayne Rooney schon ein gefeiertes Wunderkind. Jamie kickte dann für einen Klub namens Stocksbridge Park Steels in der 8. Spielklasse und brauchte drei Jahre, um es in die erste Mannschaft zu schaffen. Eines Abends zettelte er vor dem Pub eine Schlägerei an, als einige Rowdys seinen besten Kumpel beleidigten, nur weil der ein Hörgerät trug. Vardy fühlte sich auch persönlich betroffen, denn in seinem eigentlichen Job fertigte er in einer Kohlefaserfabrik Beinprothesen für Unfallopfer an.

Der Richter verurteilte ihn zum Tragen einer elektronischen Fussfessel, was das Fussballspielen nicht einfacher machte, und zu einem halben Jahr Hausarrest von 18 Uhr abends bis 6 Uhr früh. Seine Perspektive bessert sich, als er zu Halifax Town und nach einem Jahr zu Fleetwood Town in der 5. Liga wechselt. Dort hämmert er in 36 Einsätzen 31 Bälle ins Tor. Jetzt werden sie bei

Leicester City auf ihn aufmerksam und werfen eine Million Pfund auf für diesen knochendürren Amateur. Da ist er bereits 24. Der *working-class hero*, der leichtfüssig wie ein junger Hengst über die Prärie galoppiert, reisst den Klub 2014 zum Aufstieg in die Premier League mit. Und das moderne Märchen des Jamie Vardy hat erst begonnen: Am 7. Juni trägt er erstmals Englands Trikot, für die letzte Viertelstunde schickt ihn der Coach Roy Hodgson gegen Irland in Dublin als Ersatz für sein Idol Rooney aufs Feld.

Jamie der Unfehlbare ist gegenwärtig der Top-Scorer der reichsten Liga der Welt mit sechzehn Goals, nach einer beispiellosen Serie von elf Treffern in Folge. Sein Salär beträgt jetzt 40 000 Pfund – pro Woche. Leicester City belegt Tabellenrang zwei, und das ist ein weiteres Wunder für eine Stadt, die nur 330 000 Einwohner zählt, mit einem Anteil von über vierzig Prozent Einwanderern, dem höchsten in Britannien. Leicester wurde von den Römern vor 2000 Jahren gegründet, und einen Römer verwehte es im letzten Sommer hierher zurück – in Person des Trainers Claudio Ranieri, 64, nach seiner Entlassung als griechischer Nationaltrainer wegen einer weltweit belächelten Niederlage gegen die Färöer.

Der Globetrotter, ein mit allen Wassern gewaschener Taktiker der italienischen Schule, hat beachtliche Wegmarken vorzuweisen: Neapel, Florenz, Valencia, Atlético Madrid, vier Jahre Chelsea, erneut Valencia, Parma, Juventus Turin, AS Roma, Inter Mailand, AS Monaco. Bei

Chelsea folgte dem *gentiluomo* Ranieri im Jahre 2004 der Egomane José Mourinho, der sich von da an über ihn lustig machte – witzige Retourkutsche des Schicksals, dass der grossmäulige Mourinho am vergangenen 17. Dezember vom Chelsea-Oligarchen Abramowitsch ausgerechnet nach einer Niederlage gegen Ranieris furiose Truppe hinausgeworfen wurde.

Das wilde Pferd auf dem Platz

Tatsächlich hat Ranieri auf seiner Karrierereise keinen Titel gewonnen. In Leicester stiehlt ihm auch nicht der Präsident die Schlagzeilen, allein schon namensbedingt: Vichai Srivaddhanaprabha, ein thailändischer Duty-free-Unternehmer, kaufte den Klub 2010 vom serbisch-amerikanischen Investor Milan Mandaric.

Bei Chelsea erhielt Ranieri den Spottnamen «Tinkerman», das bedeutet so viel wie Kesselflicker oder Bastler, weil er ständig an der Mannschaft herumschraubte. Doch in Leicester vertraut er, auch mangels Alternativen, auf sechs, sieben Fixspieler. Im Tor auf den Dänen Kasper Schmeichel, obwohl der als Sohn des legendären Manchester-United-Goalies Peter Schmeichel mit einem Vaterkomplex kämpfte und ausserdem mit zwei Übervätern, denn die beiden berühmtesten Keeper Englands, Gordon Banks und Peter Shilton, stammen aus Leicester. Ranieri setzt auf Abwehrrecken wie den Jamaikaner Wes Morgan und den Deutschen Robert («The Berlin Wall») Huth, einen Ex-Kinderstar des DDR-Fernsehens, der aber nie in der Bundesliga spielte, sondern bereits als Jungtalent auf die Insel kam, oder auf den österreichischen Nationalmannschafts-Captain Christian Fuchs. Leider gehört der Schweizer Inler nicht zur Stammformation, sein bedächtiges Aufbauspiel passt nicht in Ranieris Tempofussball.

Das wilde Pferd Vardy wird auf dem Platz in Szene gesetzt von einem ebenso dünnbeinigen Dompteur: von Riyad Mahrez, dem 25-jährigen algerischen Passgeber und Dribbelkünstler, der wiederum von den Lücken profitiert, die Vardy aufreisst, und selber Tore am Laufmeter schießt, nur zwei weniger als der Copain. Mahrez kam als Unbekannter aus Le Havre im Sommer 2014 nach Leicester, für ein Trinkgeld von 400 000 Euro. Der Marktwert der beiden ist auf gegen 100 Millionen Euro hochgeschwungen. Während der drei Festtagsrunden waren beide grippegeschwächt, und Leicester erzielte plötzlich keine Tore mehr. Vardy hatte auch seine goldenen Hypervenom-Phantom-II-Treter von Nike schwarz übersprayt – er weiss, was Fussfesseln wert sind, und pokert um einen neuen Vertrag. ○

Weg mit dem Störenfried

Als privater Beistand ist Rolf Sommer aus Olten auf mutmasslichen Sozialmissbrauch in der Familie eines Mündels gestossen. Er wollte die Verhältnisse klären und Abhilfe schaffen. Das kam nicht gut an: Die Behörden entzogen ihm kurzerhand sein Mandat. *Von Alex Reichmuth und Jonas Baumann (Illustration)*

Rolf Sommer, von Beruf Ingenieur, ist es gewohnt, genau hinzuschauen. So hat er es auch in der Beistandschaft gehalten, die er im letzten Juni übernommen hat. Der Entscheid, sich als privater Beistand zu engagieren, hatte der 62-Jährige aus Olten im Hinblick auf sein nahendes Rentenalter getroffen: «Ich habe die Absicht, mich über meine Pensionierung hinaus für Menschen zu engagieren, die auf Hilfe angewiesen sind.»

Nachdem Sommer sich beim Leiter der Sozialregion Olten für eine Beistandschaft anerbaten hatte, wies ihm die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) Olten-Gösgen im letzten Frühling eine solche zu. Es handelte sich bei seinem Mündel um einen 36-jährigen Schweizer namens Tarik Kemal*, der wegen Wechsel des Wohnorts einen neuen Beistand benötigte. Sommer gelang es allerdings mehrere Tage nicht, sein Mündel per Telefon zu erreichen. Also ging er persönlich bei ihm vorbei, um ihn kennenzulernen. Bei diesem Besuch stellte Sommer fest, dass Tarik taubstumm und in der Entwicklung stark zurückgeblieben ist. Eine Kommunikation mit ihm war kaum möglich. Auch mit der Mutter, bei der Tarik wohnte, konnte sich Sommer nur schwer unterhalten. Diese sprach kaum Deutsch.

Rätselhafte Bankbezüge

Kurz danach bekam Rolf Sommer vom früheren Beistand einige Unterlagen über Tarik Kemal ausgehändigt. Daraus war ersichtlich, dass dieser von einer Invalidenrente lebte und in einer Behindertenwerkstätte arbeitete. Sommer meldete sich nun bei Tariks Schwester, um einen Kennenlerntermin mit der ganzen Familie zu organisieren. Das Treffen kam zwar zustande, verlief für Sommer aber erneut unbefriedigend. «Tarik sass die ganze Zeit vor dem Fernseher und war von da nicht wegzubekommen.» Auch der Vater tauchte nicht auf. Die Mutter und die Schwester schien nur etwas zu interessieren: «Sie fragten mich, wann Tarik endlich seine 1500 Franken Feriengeld erhalte», so Sommer. Wahrheitsgemäss antwortete er, derzeit noch nicht im Besitz der notwendigen Bankvollmachten zu sein.

Auch zwei weitere Treffen mit der Familie irritierten Beistand Rolf Sommer: «Ich bekam immer mehr das Gefühl, dass etwas nicht stimmte.» Sommers Ahnung bestätigte sich kurz danach, als er den Auszug des Kontos einsehen konnte, auf welches Tariks Lohn für seine Arbeit in der Behindertenwerkstätte ausbezahlt

wurde. «Es waren mehrere Bezüge an Bancamatan in der Umgebung angeführt – mittels Bankkarten, von denen ich als Beistand nichts wusste.» Das habe der Auskunft seines Vorgängers widersprochen, gemäss der nur Tarik persönlich in der Oltner Filiale der Bank Geld abheben könne. Zudem stellte Rolf Sommer fest, dass Tariks Verdienst – immerhin etwa 7000 Franken pro Jahr – der IV-Stelle nicht bekannt war und somit bei der Bemessung der IV-Rente nicht berücksichtigt worden war. Mutmasslich habe dieser Missstand schon seit mehreren Jahren bestanden. «Alles in allem hatte ich den starken Verdacht, dass dieses Lohnkonto Tariks Familie

als Geldquelle dient, aus der sie sich grosszügig bedient», sagt Sommer. Mittels seiner Vollmacht sperrte er darum die Bankkarten. Er wollte dem möglichen Sozialmissbrauch nachgehen und die Verhältnisse klären.

Gefälschte Pässe

Doch dann wartete auf Sommer die nächste Überraschung. Ende August informierte ihn die KESB Olten-Gösgen, die Schwester seines Mündels habe einen Wechsel des Beistands beantragt. Als Begründung hatte die Schwester angeführt, es klappe nicht mit der Kommunikation mit Sommer, dieser komme oft unan-



«Ich bekam immer mehr das Gefühl, dass etwas nicht stimmte.»

gemeldet und mische sich in Dinge ein, die ihn nichts angingen. Sie, die Schwester, habe den Eindruck, dass Sommer die Familie verachte. Die KESB hatte aufgrund des Begehrens ein Verfahren für einen Beistandswechsel gestartet.

Für Rolf Sommer war offensichtlich: Die Familie wollte ihn loswerden, weil er dem möglichen Sozialmissbrauch auf der Spur war. Der Störenfried musste weg! In den folgenden Tagen informierte sich Sommer fundierter über die Familie Kemal. Was er herausfand, befremdete ihn zusätzlich: Vater und Mutter waren 1988 mit dem damals neunjährigen Tarik aus der Türkei in die Schweiz eingereist – mit Pässen, die gemäss einem Befragungsprotokoll «alle gefälscht und gegen Bestechung gekauft» waren. Die Familie beantragte Asyl, weil sie als Kurden in der Türkei angeblich «keine Lebenssicherheit» hätten. Die Behörden erachteten die Fluchtgründe aber als fadenscheinig. Sie lehnten das Asylgesuch ab und ordneten die Wegweisung der Familie an.



Doch diese blieb. Sie reichte Beschwerde gegen die Wegweisung ein – unter anderem weil der behinderte Sohn inzwischen therapiert werde und eine erfolgreiche Behandlung in der Schweiz möglich sei. Tarik hatte kurz zuvor eine Therapie an einer Sprachheilschule begonnen. Der hörbehinderte Tarik sei «ein wahrscheinlich normal begabtes Kind», war in einem Gutachten festgestellt worden. Es sei darum verhältnismässig, ihn «sprachlich und kommunikatorisch zu fördern und letztlich zu integrieren». Diese Argumentation verfiel:

«Hier hat sich eine Familie in der Schweiz installiert, ohne je Asylgründe gehabt zu haben.»

1993 gewährte die Asylrekurskommission (heute Bundesverwaltungsgericht) der ganzen Familie Kemal eine vorläufige Aufnahme. Inzwischen war Tariks Schwester zur Welt gekommen und dessen älterer Bruder in die Schweiz nachgekommen, ebenfalls über die Asylschiene.

Doch es kam noch besser für die fünfköpfige Familie: Die vorläufige Aufnahme, die eigentlich «vorerst 12 Monate» galt, wurde 1999 zugunsten eines definitiven Aufenthaltsrechts für die Familie aufgelöst – warum, weiss Rolf Sommer nicht. 2005 erhielt Sohn Tarik gar den Schweizer Pass. Auch seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester wurden eingebürgert. «Hier hat sich also eine Familie in der Schweiz installiert, ohne je Asylgründe gehabt zu haben», bilanziert Sommer. Besonders stossend findet er, dass die Förderung des Sohns, dank der die Familie in der Schweiz bleiben konnte, offensichtlich höchst bedingt gewirkt hat. «Mit Tarik ist auch heute kaum eine Verständigung möglich», so Sommer. «In der Behindertenwerkstätte arbeitet er zwar begeistert mit, aber innerhalb der Familie ist er isoliert und alles andere als integriert.» Auch ist Sommer aufgefallen, dass die Kemals, die ja angeblich aus der Türkei geflüchtet sind, heute in ihrem Heimatland Ferien machen: «Der Vater weilt offenbar fast immer in der Türkei.»

Jedenfalls wehrte sich Rolf Sommer in einer Stellungnahme dagegen, dass ihm die Beistandschaft entzogen werden solle. Gleichzeitig machte er die Behörden auf die mutmasslichen Sozialmissstände aufmerksam. Die KESB Olten-Gösigen aber setzte das Verfahren fort. Anfang Oktober reichte Sommer Beschwerde beim Verwaltungsgericht Solothurn ein. Er verlangte, die Beistandschaft zu behalten und dass die Staatsanwaltschaft die Verhältnisse der Familie Kemal untersucht. Doch das Gericht erklärte sich als nicht zuständig und wies die Beschwerde ab. Dann hörte Rolf Sommer fast zwei Monate lang nichts mehr, was seine Beistandschaft anging.

Am 7. Dezember erkundigte sich die *Weltwoche* beim Amt für soziale Sicherheit des Kantons Solothurn nach dem Stand des Verfahrens. Eine

Antwort gab es nicht. Zwei Tage später aber traf bei Sommer der schriftliche Entscheid der KESB Olten-Gösigen ein. «Der bisherige Beistand, Rolf Sommer, wird aus seinem Amt entlassen», lautete dieser. Es dürfe dem taubstummen und geistig behinderten Tarik Kemal «nicht zugemutet werden, in einem Spannungsfeld zwischen den Angehörigen und dem Beistand leben zu müssen», so die Begründung. Und weiter: Beim Wechsel der Beistandschaft gehe es einzig darum, «die unbefriedigende Situation, welche entstanden ist, nun zu bereinigen». Als Nachfolgerin hatte die KESB eine Berufsbeiständin der Sozialregion Olten ernannt.

Rolf Sommer ist empört. Man habe ihm in seiner Mandatsführung nie einen Fehler vorwerfen können: «Im Gegenteil: Ich bin mutmasslichen Missständen nachgegangen, wie ich das korrekterweise tun musste.» Dass er gerade deswegen von den Behörden kaltgestellt wurde, sei inakzeptabel. Sommer betont, sein Handeln habe nichts mit seinem politischen Engagement zu tun. Er sitzt für die SVP im Solothurner Kantonsrat. «Angesichts der Erfahrungen mit dieser Beistandschaft erstaunt es mich aber nicht, dass die Sozialkosten in der Schweiz ständig steigen», meint Sommer.

Nur nicht genau hinsehen

Die Sozialregion Olten, die in diesem Fall eine zentrale Rolle spielt, war im letzten Frühling bereits Thema in einem Artikel der *Weltwoche* («Solothurner Sozialfilz», *Weltwoche* Nr.17/15). Darin wurde festgestellt, dass seit der Errichtung dieser Sozialregion 2009 eine «Sozialbürokratie» Einzug gehalten hat – mit der Folge, dass die Zahl der Sozialfälle innert fünf Jahren um ein Drittel und die Fürsorgeausgaben gar um die Hälfte gestiegen sind. «Es herrscht eine Art organisierte Verantwortungslosigkeit, ein bürokratisches Perpetuum mobile, das sich dreht und dreht und dreht», hiess es im Artikel. Die *Weltwoche* bat die KESB Olten-Gösigen und das kantonale Amt für soziale Sicherheit um eine Stellungnahme zur Entmachtung von Rolf Sommer. Die Antwort war, dass man den Fall nicht kommentieren dürfe – wegen des Amtsgeheimnisses.

Ein Punkt ist besonders bemerkenswert: Die KESB hat die Beistandschaft für Tarik Kemal nicht nur Rolf Sommer entzogen, sondern sie auch beschränkt. Eine eigentliche Begleitung des Mündels ist nun nicht mehr vorgesehen. Die neue Beiständin hat sich auf finanzielle und administrative Aspekte zu beschränken. Vorgeschlagen wurde das, «weil die persönliche Betreuung ja durch die Angehörigen wahrgenommen werde», wie im Entscheid steht. Die Behörden haben also sichergestellt, dass die Familie bei ihrem mutmasslichen Sozialbetrug nicht mehr gestört wird.

*Name geändert

Verborgene Kosten der Zuwanderung

Die Arbeitslosigkeit in der Schweiz ist unter den ausländischen Arbeitskräften deutlich höher als unter den Einheimischen. Die starke Zuwanderung in den Binnensektor kann die Produktivität schwächen.
Von Beat Gygi und Jonas Baumann (Illustration)

Mit so etwas rechnet man wohl kaum, wenn man einen ersten kurzen Blick in die Arbeitsmarktstatistik wirft: Die Arbeitslosenversicherung in der Schweiz ist praktisch zur Hälfte für Ausländer da. Das Auffangnetz für Stellenlose ist sozusagen eine schweizerische Investition, die halb dem Inland und halb dem Ausland zugutekommt. Rein gefühlsmässig würde man nach all den Debatten über den Frankenschock, die Margenschwäche bei hiesigen Firmen, über Arbeitsplatzverlagerungen ins Ausland und die anhaltende Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte eigentlich eher erwarten, dass vor allem Schweizer Arbeitnehmer den Versicherungsschutz in Anspruch nehmen.

Unterschiede bei der Arbeitslosigkeit

Aber die neuesten Zahlen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) zur Arbeitsmarktlage im vergangenen Jahr zeigen, dass unter den fast 159 000 Personen, die Ende 2015 als arbeitslos gemeldet waren, knapp 77 000 Ausländer waren. Gut 48 Prozent der Bezüger von Arbeitslosengeld stammen also aus der Gruppe, die von aussen auf den hiesigen Arbeitsmarkt gekommen ist und mittlerweile etwa 30 Prozent der insgesamt knapp 5 Millionen Erwerbstätigen ausmacht. Ins Auge springen auch sogleich die Unterschiede bei der Arbeitslosigkeit: Ende Jahr betrug die Arbeitslosenquote unter den Schweizern 2,5 Prozent, bei den Ausländern dagegen waren 7,3 Prozent offiziell arbeitslos. Besonders stark betroffen waren Arbeitskräfte aus Osteuropa, von denen jüngst rund 15 Prozent ohne Stelle waren.

Die Ausländer tragen zwar auch einen Teil zur Finanzierung der Arbeitslosenversicherung

bei, aber Beiträge und Bezüge stehen in einem schiefen Verhältnis zueinander. Laut einem Bericht des Seco vom vergangenen Sommer über Auswirkungen der Zuwanderung haben die Schweizer Arbeitnehmer im Jahr 2013 rund 70 Prozent der Einnahmen der Arbeitslosenversicherung erbracht, aber nur 54 Prozent der Leistungen daraus bezogen. EU/Efta-Staatsangehörige dagegen steuerten insgesamt 25 Prozent der Einnahmen bei und erhielten 31 Prozent der Leistungen, sie wurden also quasi durch die Inländer subventioniert. Hinzu kam, dass Personen aus dem EU/Efta-Raum auch häufiger Sozialhilfeleistungen bezogen, ihre Sozialhilfequote lag 2013 bei 3,2 Prozent, die der Schweizer bei 2,2 Prozent.

Dieses Bild passt schlecht zu den Voten und Stellungnahmen von Wirtschaftsverbänden, Managern, Bundesverwaltung und Politikern, die über einen Fachkräftemangel klagen und davor warnen, die Zuwanderung von Arbeitskräften aus dem Ausland ernsthaft zu beschränken, weil ausländische Arbeitskräfte für die Schweiz dringend nötig seien. Die gegenwärtigen Arbeitsmarktstatistiken deuten ja vielmehr darauf hin, dass Ausländer in der hiesigen Wirtschaft mehr Mühe haben und mehr Probleme bereiten als die Schweizer. Bringt die freie Zuwanderung zu viele Leute ins Land? Oder die falschen? Wenn es hierzulande tatsächlich an Fachkräften mangelt und wenn gleichzeitig deutlich mehr ausländische Erwerbswillige im Land sind, als der Arbeitsmarkt aufnehmen kann, dann scheint einiges nicht zusammenzupassen.

Das Schweizer Radio blendete bei der Bekanntgabe der jüngsten Arbeitslosenzahlen

vergangene Woche in der Sendung «Echo der Zeit» solche Widersprüche aus und schloss sich quasi der offiziellen Propaganda zugunsten der Personenfreizügigkeit an, um die Dinge doch irgendwie zum Passen zu bringen: Dass die Arbeitsmärkte nun starrer würden, habe sich die Schweiz selber zuzuschreiben, hiess es, denn die Annahme der Initiative

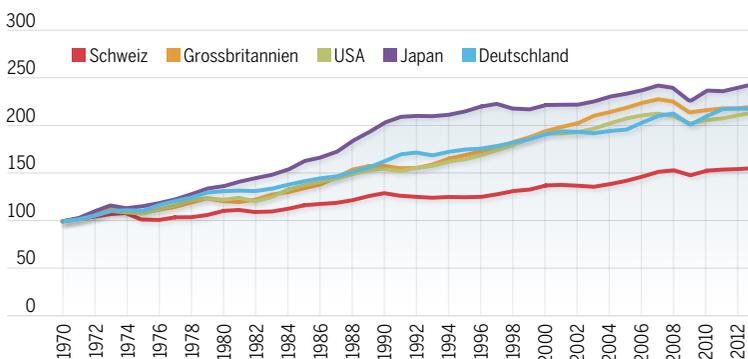
Das Gesundheits- und Sozialwesen ist souveräner Sieger in der Disziplin «Stellenwachstum».

gegen die Masseneinwanderung sowie die bevorstehende Umsetzungsinitiative hätten Verunsicherung und damit Vorsicht bei Rekrutierungen in die Wirtschaft gebracht. Die Seco-Vertreter ihrerseits griffen bei ihrer Präsentation der Arbeitsmarktzahlen zum Argument, dass in der Wirtschaft gegenwärtig ein Strukturwandel ablaufe: Die Akzente würden weg von der exportorientierten Industrie hin zum Binnensektor verschoben, da würden viele Dienstleistungsstellen besetzt, beispielsweise im Gesundheitswesen.

Solche Formulierungen tönen allzu harmlos, denn hinter den Akzentverschiebungen verbergen sich gewaltige Veränderungen in der Beschäftigungsstruktur der Schweiz, die mit der Zeit hohe Kosten verursachen können. Wie Reto Föllmi, Ökonomeprofessor an der Universität St. Gallen, hier in nebenstehendem Interview darlegt, ist die Schweizer Wirtschaft nach wie vor zweigeteilt. Die auslandorientierten Branchen stehen im internationalen Wettbewerb und befinden

Langsamer als die Grossen

Entwicklung der Produktivität in ausgewählten Ländern, 1970–2013, indexiert (1970=100)

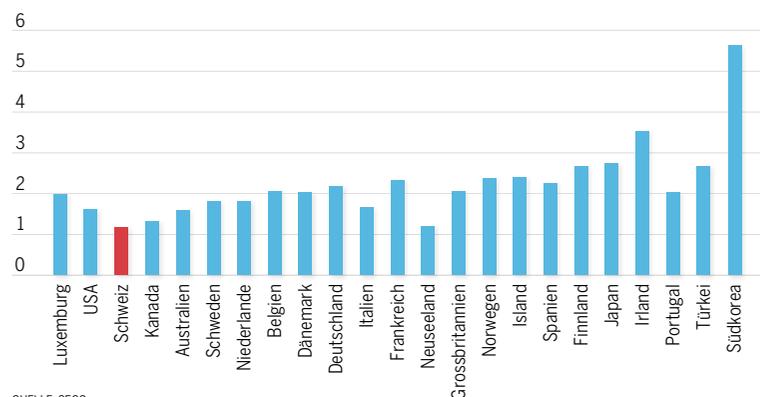


QUELLE: SECO

Seit Jahrzehnten ein schwaches Pro-Kopf-Wachstum.

Gemächliche Schweiz

Jährliche Wachstumsrate der Arbeitsproduktivität, 1971–2014, in Prozent



QUELLE: SECO

Schlusslicht im Rennen.

IRGENDWIE IST ES
DA REINGERATEN UND
SEITHER L'AUFT'S
VON TAG ZU TAG
SCHLECHTER...



Zu viel Wolle im Getriebe.

sich in laufender Anpassung an neue Verhältnisse. Die Binnenwirtschaft spürt den Wettbewerb grossenteils weniger stark und steht unter geringerem Anpassungsdruck – vor allem dann, wenn es sich um staatliche Verwaltungsstellen oder Unternehmen mit öffentlichem Auftrag handelt. Und es ist dieser Binnensektor, der in den vergangenen Jahren sehr viele Zuwanderer angezogen hat. Blickt man auf die vergangenen zehn Jahre, so ist das Gesundheits- und Sozialwesen souveräner Sieger in der Disziplin «Stellenwachstum». Diese staatseigenen und staatsnahen Wachstumsgeschäfte haben etwa drei Prozentpunkte der gesamten Beschäftigung der Schweiz gewonnen, das war etwa gleich viel, wie die Industrie in der gleichen Zeit verloren – oder besser gesagt: abgegeben – hat.

Das Seco hat kürzlich mehrere Studien zum Thema Produktivität erarbeiten lassen, um wieder einmal die alte Frage zu diskutieren, ob die Schweiz Probleme mit der Produktivität, also der Wirtschaftsleistung pro Kopf, hat. Die erste Grafik zeigt, dass die Produktivität der Schweizer Wirtschaft seit den siebziger Jahren langsamer wächst als in grossen Industrieländern wie Deutschland, Grossbritannien, den USA oder Japan. Und die zweite Grafik zeigt, dass die Schweiz sogar im Vergleich mit allen anderen Industrieländern langfristig praktisch die niedrigste Wachstumsrate bei der Arbeitsproduktivität, also der Leistung pro Arbeitsstunde, aufweist. Beim Pro-Kopf-

Wachstum des Bruttoinlandprodukts ist das Land also seit je am Schwanz des Konkurrenzfeldes. Immerhin ist das Niveau immer noch hoch, in der zweiten Grafik sind die Länder von links nach rechts in der Rangfolge der Startwerte angeordnet; die Schweiz ist also in den siebziger Jahren mit dem dritthöchsten Wert ins Rennen gegangen.

Seit Jahrzehnten nun hat sich die Schweiz vor allem durch Fleiss, also eine hohe Anzahl geleisteter Arbeitsstunden, auf hohem Niveau gehalten, weniger durch Verbesserungen der Effizienz. Föllmi beurteilt das nicht negativ. Wenn ein hoher Anteil der Bevölkerung erwerbstätig sei, sei es leicht möglich, dass sich die durchschnittliche Produktivität pro Stunde weniger gut entwickle als in Ländern mit einer geringeren Beschäftigungsintensität. In Frankreich etwa hätten die weniger produktiven Personen gar keinen Job, sondern seien arbeitslos – und dies mit zunehmender Tendenz. Die tatsächliche Lage in der Schweiz sei also eigentlich etwas besser, als es beim direkten Vergleich aussehe. Er betont aber, man dürfe die Produktivität der Binnenwirtschaft nicht durch neue Regulierungen noch weiter schwächen.

Folgen der Personenfreizügigkeit

Seit einiger Zeit wird hitzig die Frage debattiert, ob die Personenfreizügigkeit mit der unbegrenzten Zuwanderung in der Schweizer Wirtschaft das Pro-Kopf-Wachstum

beschleunigt habe oder nicht. Rein von den Resultaten her, so kam es in mehreren Untersuchungen zum Ausdruck, ist kaum ein Unterschied zur Zeit vor dem Freizügigkeitsabkommen feststellbar. Betrachtet man nun die Bewegungen auf dem Arbeitsmarkt, wird zumindest eines klar: Der grosse Teil der ins Land gekommenen und kommenden Arbeitskräfte findet sich im Binnensektor, in Branchen, in denen vieles auf Verwaltungsent-

ÜBERFORDERTE ZENTRALBANKEN



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), wie Anleger auf die neuen Zentralbank-Aufgaben reagieren können.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

«Hohe Anpassungskosten»

Die Schweiz macht nur geringe Produktivitätsfortschritte. Ökonom Reto Föllmi erklärt, warum. *Von Beat Gygi*

Hat die Schweizer Wirtschaft ein Problem mit der Produktivität?

Die Entwicklung der Arbeitsproduktivität ist tatsächlich seit langem unterdurchschnittlich, wenn man den Vergleich mit anderen OECD-Ländern zieht.

Aber die Schweiz ist doch bekannt für hochwertige Arbeit.

Nur das Wachstum der Produktivität ist gering, das Niveau ist immer noch hoch. Deshalb haben wir in unserem Land immer noch ein hohes Pro-Kopf-Einkommen. Allerdings liegt das zum Teil auch daran, dass man in der Schweiz viel arbeitet, das ergibt viele Arbeitsstunden.

Ist eine Branchen-Mischung ungünstig?

Im Privatsektor findet laufend ein Strukturwandel statt, und zwar meistens zugunsten der produktiveren Branchen. Wichtige Exportbranchen, die der Globalisierung ausgesetzt sind wie Chemie, Pharma oder Life Sciences, sind überdurchschnittlich produktiv. Ähnliches gilt für den Handel und den Finanzsektor, wobei die Finanzgeschäfte typischerweise starke Schwankungen aufweisen.

Wo liegen denn die Probleme?

In der Schweiz gibt es seit je eine ausgeprägte Zweiteilung in einen international ausgerichteten Sektor und eine inlandorientierte Wirtschaft. Problematisch ist nun, dass in den binnenorientierten Branchen die Beschäftigung seit einiger Zeit besonders stark wächst, vor allem im Gesundheitswesen oder in der öffentlichen Verwaltung. Der Output ist in diesen Branchen schwierig zu messen, da meist keine Marktpreise existieren. In der Verwaltung sind die Leistungszuwächse nicht besonders stark.

Ist die Binnenwirtschaft ein Bremsklotz?

Wir haben in unseren Untersuchungen gesehen, dass Branchen, die stärker dem internationalen Wettbewerb ausgesetzt sind, ein höheres Produktivitätswachstum haben als der Rest. Gleichzeitig zeigte sich, dass die Schweiz bei Dienstleistungen nicht so offen ist, wie man oft meint. Das Land hat viele Markteintrittsschranken, Regulierungen, Hindernisse bei der Rekrutierung ausländischer Spezialisten und einheimische Dienstleistungs-Monopolisten.

Ist die Schweiz also gar nicht die typische kleine, offene Volkswirtschaft?

Das Land ist in vielen Branchen stärker abgeschlossen als der Durchschnitt der OECD. Eine Öffnung würde Exporte und Importe anregen und der Produktivität einen Schub geben.

Wie steht es beim Kapitalverkehr?

Die Offenheit der Kapitalströme spielt eine wichtige Rolle. Nach unseren Befunden gehen Direktinvestitionen von Ausländern bei uns Hand in Hand mit rascherer Produktivitätsentwicklung.

Importiert man mit ausländischem Kapital also unternehmerische Dynamik?

Wir importieren mit dem Kapital im Prinzip ausländisches Wissen und den Zugang zu ausländischen Märkten. Das verbessert die Produktivität.

Sind wir selber zu wenig innovativ?

Wir müssen nicht alles selber erfinden. Schweizer Unternehmen müssen vor allem die bestehenden Ideen richtig adaptieren und das verfügbare Wissen gewinnbringend anwenden, das kommt den Margen und der Produktivität zugute. Die Rahmenbedingungen müssen so sein, dass sich Innovationen und neue Produkte durchsetzen können.

Dann ist Panik fehl am Platz, wenn Ausländer Schweizer Konzerne kaufen?

Ja, der Kauf einheimischer Firmen kann die Produktivität steigern. Wir tun dasselbe ja auch im Ausland.

Die Schweiz gilt als sicherer Hafen und zieht in unsicheren Zeiten Kapital an. Steigert auch das die Produktivität?

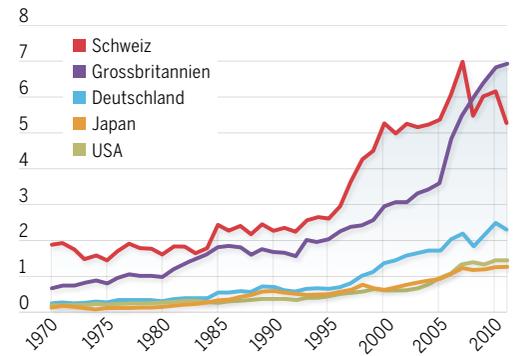
Dass die Schweiz ein sicherer Hafen ist, ist auch das Resultat des Erfolgs der starken Schweizer Exportindustrie. Der Schweizer Wirtschaft ist es gelungen, dass ihre Produkte in der Welt immer stärker nachgefragt werden, das ist die Basis für eine Stärkung der Währung. Es ist eine Art Gratwanderung. Langfristig bringt die Offenheit einen grossen Nutzen. Aber wenn die Schocks von aussen abrupt erfolgen und heftig sind, können hohe Anpassungskosten entstehen – die Nationalbank hat keinen einfachen Job.



Reto Föllmi ist Professor für Internationale Wirtschaftsbeziehungen an der Universität St. Gallen.

Einflüsse ausländischer Kapitalgeber

Bestand an Direktinvestitionen aus dem Ausland, 1970–2011, in Prozent des BIP



QUELLE: SECO

Enger Kontakt zur Aussenwelt.

scheiden beruht und in denen nicht der raue Wind der internationalen Märkte weht. Im Auge zu behalten ist auch, dass bei der hohen Nettozuwanderung in jüngerer Zeit der grösste Teil der Arbeitskräfte aus ganz normalen Berufen und Bildungsgängen stammte, die sogenannten Hochqualifizierten machten vielleicht einen Fünftel der Zuzüger aus.

Gewaltige Kostenbelastung

Ein grosser Teil der Ausländer ist am Schweizer Arbeitsmarkt also dem üblichen Risiko der Arbeitslosigkeit ausgesetzt – die ja in jüngster Zeit bereits höher ist als früher. Das Argument, dass ausländische Arbeitskräfte beim Stellenverlust in ihr Land zurückkehren würden, ist wenig stichhaltig. George Sheldon, Ökonomeprofessor und Arbeitsmarktforscher an der Universität Basel, erklärte die heutige Arbeitslosigkeit unter den Ausländern vor kurzem wie folgt: Viele der früher Zugewanderten seien ungelernete Arbeitskräfte gewesen, Schweizer Firmen hätten diese seinerzeit rekrutiert, würden sie jetzt aber nicht mehr in diesem Ausmass brauchen. Wenn diese nun in die Arbeitslosenversicherung wechseln, ergeben sich eben Arbeitslosenquoten in der Nähe von 15 Prozent für Osteuropäer. Sie bleiben in der Schweiz, denn laut Sheldon sind gerade Niedrigqualifizierte besonders sesshaft; sie haben weniger alternative Arbeitsmöglichkeiten als Gutausbildete, die viel mobiler sind und anderswo rascher wieder eine Stelle finden. Ins Bild passt, dass die Nettozuwanderung in jüngerer Zeit auch deshalb hoch geblieben ist, weil die Rückwanderer weniger zahlreich waren als in früheren Perioden.

Es kann gut sein, dass die Schweiz von einer neuen Produktivitätsschwäche angesteckt wurde, als man dem Binnensektor den Spielraum liess, ohne scharfes Kalkulieren und mit viel öffentlichem Geld die Freizügigkeit auszunützen und Stellen aufzubauen, die auf lange Zeit hinaus eine gewaltige Kostenbelastung bringen.

Strahlemann ohne Selbstzweifel

Es war immer lustig, mit Toni Brunner zu streiten. Er blieb auch im grössten Zwist eine Frohnatur. Doch auf Gegenargumente ging der abtretende SVP-Präsident nicht ein. Vielleicht wird er doch noch einmal Bundesrat. *Eine persönliche Würdigung von Andi Gross*

Vor zwanzig Jahren kam Toni Brunner ins Bundeshaus. Als jüngster Nationalrat aller Zeiten. Eben 21 Jahre alt war er geworden. Ein blonder, fröhlicher Bauernbub vom Bendel, einem auf 1050 Meter Höhe gelegenen Weiler auf der Sonnenseite des Toggenburgs, der gemäss seiner Mutter lange lieber mit dem Hofhund spielte als mit Kindern und lieber dem Vieh zuflüsterte als den Menschen. Das sei ein «Unfall», kommentierte Toni Brunner gegenüber dem Radio seine eigene Wahl 1995 – sie überraschte alle, auch ihn selbst. Die Radiostation stöberte ihn damals am Wahlsonntagsnachmittag an der Olma in St.Gallen auf. Am Mikrofon soll es gekracht haben, so schallend gelacht und gekichert hat er – wie immer, wenn sich Toni spitzbübisch freut und über alle vier Backen strahlt, sich krümmt und den Bauch hält. Und dies ist sehr oft der Fall. Kommentar des *Beobachters* aus dem Sommer 2009: «Toni Brunners Vorrat an Heiterkeit würde für zwei Leben reichen [...] es gurgelt und *gigelet* immerzu!»

Erfolg im katholischen Kernland

Politisch packen liess sich Toni Brunner 1991 als 17-Jähriger in Frauenfeld durch eine Rede des – nein, nicht des damals omnipräsenten Industriellen und Ex-Bauernlehrlings Blocher vom Zürichsee, sondern des Thurgauer Bauern, Ständerats und sehr besonnenen SVP-Schweiz-Präsidenten Hans Uhlmann. Uhlmann ist übrigens so besonnen, dass er heute auf der SVP-Website und deren Ausführungen zur eigenen Geschichte nicht mehr zu finden ist. Brunner war jedenfalls ob Uhlmanns Rede so begeistert, dass er 1992, als der Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) die Schweiz umtrieb, dem SVP-Sekretariat in Bern einen Brief schrieb und fragte, ob er in St. Gallen, wo weit und breit von der SVP nichts zu sehen war, eine SVP-Sektion gründen könne.

Natürlich durfte er, und er tat es auch. Dabei half ihm dann Christoph Blocher, der 1992 keine Gelegenheit verpasste, Turnhallen zu füllen und gegen den EWR im Allgemeinen und Europa im Besonderen zu polemisieren. Blocher überzeugte den jungen Brunner nicht nur ein für alle Mal von der absoluten Macht der «nationalen Souveränität und Unabhängigkeit», sondern er lernte damals auch ein politisches Kommunikations- und Verkaufstalent kennen, das er nicht mehr aus den Augen liess. Toni Brunner wurde 1993 Präsident der ersten SVP-Bezirkspartei Obertoggenburgs, 1998 Präsident der St. Galler Kanto-



Toggenburger Talent: Toni Brunner.

nalpartei und damit Bauführer und Bauleiter der heute mit 35,6 Prozent Wähleranteil grössten aller St.Galler Parteien – für viele ein unglaublicher Erfolg in einem jahrhundertalten katholisch-konservativen Kernland. Geschmälert vielleicht nur insofern, dass dieser parteipolitische Auf- und Umschwung Brunner selber nicht in den Ständerat (zwei Versuche) und einmal auch nicht in den Regierungsrat (ein Versuch) zu tragen vermochte. Zum «Sturm aufs Stöckli» und auf das kantonale Regierungspalais war der Rückenwind für die SVP-Haudegen und Gründerväter bis heute zu schwach.

Im Nationalrat hörte man von Toni Brunner sein dröhnendes, schallendes Lachen in der Wandelhalle häufiger als ein zündendes Votum, eine originelle Frage oder einen überraschenden Vorstoss. In zwanzig Jahren brachte er es auf bloss 57 persönliche Anstösse. In seinen ersten drei Jahren beschränkte er sich auf drei Anfragen, vom Tiermehlimport bis zur Senkung der Verwaltungskosten im Bauernbetrieb. Sowohl im Plenum als auch in den Kommissionen reichte Brunner jeweils die Darlegung seiner Beweggründe, von der Auseinandersetzung mit kritischen Einwänden oder gar selbstkritischen Eingeständnissen hielt er nichts. Gegenargumente pflegt er lieber zu ignorieren, als sich mit ihnen auseinan-

derzusetzen; es könnte ja rutschig werden, und neue Einsichten könnten alte Vorurteile in Frage stellen.

Doch Christoph Blocher liess sein Toggenburger Talent nie mehr aus den Augen. Ihm sind Gefolgschaft und loyales Schaffen auch wichtiger als eigenständige Kreativität. 2000 wurde Brunner Vizepräsident der SVP Schweiz, 2008 als Nachfolger des mit einer Stimme Mehrheit in den Bundesrat gewählten Ueli Maurer schliesslich Parteipräsident. Brunner war und blieb ein Kind Blochers. Jede noch so harte Linie gegen Ausländer, Asylanten und Europa wurde gefahren; seine Eloquenz steigerte sich mit der Erfahrung, seine Einwegkommunikationsweise auch. Es war zwar immer lustig, mit ihm zu streiten, er blieb auch im grössten Zwist eine Frohnatur, doch auf ein Gegenargument eingehen mochte er nie, für Zweifel über die Angemessenheit seines Diskurses oder der von ihm postulierten Brutalitäten war nie auch nur ein Türspalt offen. Von Bundesrat Maurer weiss man, dass er immer mal wieder unter der auch gegenüber eigenen Parteigenossen rücksichtslosen Dominanz und Härte litt; von Toni Brunner ist solches nicht bekannt. Er wandte sich niemals gegen seinen Meister. Mit einer Ausnahme: Als ihn dieser auch noch zum Bundesrat machen wollte letzten Herbst, da widersprach er ihm in eigener – besser verstandenen – Sache.

Rücktritt als Chance

Als Parteipräsident tritt Toni Brunner auf der Höhe des mitgebauten SVP-Erfolgs zurück. Ein Rücktritt, der für ihn zur grossen Chance werden kann. Brunner hat nun die Möglichkeit, endlich auch national zum eigenständigen Politiker zu werden, der mehr ist als der Strahlemann für die Sache der anderen. Nun kann er zeigen, dass er nicht nur zuhören, sondern auch aufnehmen kann, was andere sagen, und so eine umsichtiger und nachsichtiger Politik entwickeln kann, die mehr nutzt als bloss der eigenen Partei. Und dann wird er in drei oder acht Jahren doch noch ins Bundeshauszimmer einziehen können. Endlich aus eigenem Willen und dank eigenem Tun, emanzipiert vom Ziehvater vom See. Das Lachen wird ihm dabei nicht vergehen.

Andi Gross ist ehemaliger Nationalrat (SP).

Die zwei Seelen des Polo National

In den Pausen zwischen den Proben und den Auftritten lernte ich Polo Hofer über die Jahre besser kennen. Bald schon fragte ich mich: Kommen die tiefen Furchen in seinem Gesicht vielleicht gar nicht vom exzessiven Konsum gewisser Genussmittel, sondern vom Denken? *Von Bernard Thurnheer*

Er hat es schon mehrmals getan. So richtig nachweisen lässt es sich zwar nicht, immerhin ist da die vage Erinnerung an einen Rechtfertigungsversuch für ein Album, das er nur noch herausgebe, weil er das Geld benötige. «Silber, Gold & Perle» hiess diese Best-of-CD. Sie erschien 2004! Seit über einem Jahrzehnt erleben wir seither Polo «an einem seiner letzten Konzerte».

Seine Rücktritte waren nie total. Sicher, es gab das Ende von Rumpelstilz, das Ende von Polo's Schmetterding und das Ende der Schmetterband. Es gab aber nie das Ende von Polo Hofer als Musiker. Und auch jetzt, 2015, will er eigentlich nur keine Band mehr managen, könnte sich aber Gastauftritte bei andern gut vorstellen.

«Es lief noch nie so geschmiert wie jetzt, da von meinem Rücktritt die Rede ist», gesteht Polo freimütig. Das Ganze als clevere PR-Aktion einzustufen, greift aber zu kurz. Was tun, wenn einem in fortgeschrittenem Alter immer wieder die gleichen Fragen gestellt werden: «Wie lange wollen Sie das noch machen? Denken Sie an Rücktritt?» Polo, die ehrliche Haut, hat darauf immer gleich geantwortet: «Ich weiss es nicht.» Je nach Tagesform wird er wohl auch einmal mit «vielleicht» geantwortet haben oder sogar mit «gut möglich». Solche Aussagen verselbständigen sich dann im grossen Medienzirkus gerne einmal.

Andersherum kennt Hofer natürlich die Mechanismen der öffentlichen Meinung, und er hat schon immer versucht, sich in einer Nische zwischen totaler Offenheit und Geschäftssinn einzurichten. Mit «Ändspurt», so der Titel seines (vorerst) letzten Albums, das in diesen Tagen erscheint, ist ihm dies erneut hervorragend gelungen. Das Ende klingt zwar an, doch so ein Spurt kann sich unendlich in die Länge ziehen.

Wie also soll man diesem schweizerischen Unikum, diesem sprachbegabten Rockgenie, diesem unkonventionellen Denker gerecht werden, da doch schon mehrfach alles gesagt worden ist? Da helfen nur noch ein paar persönliche Reminiszenzen.

Polo Hofer war nicht nur ein kreativer, sondern auch ein sehr fleissiger Musiker. Fast jedes Jahr gab er ein neues Album heraus, damit verbunden waren entsprechend zahlreiche Fernsehauftritte. In diesem Umfeld begegnete ich dem Berner Rockstar immer häufiger und lernte ihn in den Pausen zwischen den Proben und den Auftritten besser kennen.

Dieser Mann war gesellig. Dieser Mann diskutierte gerne. Dieser Mann hatte Witz und Humor, und dies war die Basis, auf der wir uns fanden. Sassen wir an einem Tisch, ging es meistens sehr lustig zu und her. Doch dazwischen überzeugte Polo auch durch kluge Gedankengänge. Kommen die tiefen Furchen im Gesicht vielleicht gar nicht vom exzessiven Konsum gewisser Genussmittel, sondern vom Denken?

Der Selbstbestimmte und Kompromisslose ging trotzdem immer wieder auf seine Mitmenschen ein, zum Beispiel bei der Präsentation seines damals neuesten Hits «Travailler

Der Verlebte, der Resignierte, der Skeptiker? Nein, humorvoll ist er – und intelligent!

c'est trop dur». Wir von der Fernsehsendung «Benissimo» hatten die Idee, ihn dieses Lied zusammen mit einem Kirchenchor singen zu lassen. Aber würden sich der Atheist und die gläubigen Christinnen und Christen zusammenraufen können? Unsere Angst erwies sich als völlig unbegründet: Der Auftritt verlief äusserst erfolgreich.

Einer der Karrierehöhepunkte war sicher, als das Schweizer Fernsehvolk im Jahre 2006

den Titel «Alperose» zum grössten Schweizer Hit aller Zeiten kürte. Währenddem andere Titelanwärter ein eifriges Lobbying betrieben, begnügte sich Polo damit, überhaupt zur Sendung zu erscheinen, die im nicht gerade zentral gelegenen Thurgau abgehalten wurde. «Dann fahren wir halt in dieses Kreuzlingen raus», war alles, was er dafür investierte. Dass er eben eine schwerere Krankheit überwunden hatte, versuchte er (vergeblich) unter dem Deckel zu halten.

Zum siebzigsten Geburtstag strahlte das Schweizer Fernsehen eine Sondersendung aus, in welcher zahlreiche andere Musiker die Stücke der Schweizer Rock-Ikone interpretierten. Polos Kommentar zur Langlebigkeit seiner Lieder: «Meine Anwesenheit ist nicht mehr erforderlich.»

Sinn für die Realitäten des Lebens

Zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Mindestens! Polo gilt in der Öffentlichkeit als einer, der auszog, um die Welt zu erobern oder zumindest zu verbessern, um sich selbst zu verwirklichen und das Leben zu geniessen. Er feierte wilde Partys und konsumierte jede Menge Alkohol und Drogen. Er stand stets zu seiner eigenen Meinung und scheute weder Diskussion noch Konfrontation.

Aufgrund unserer diversen Begegnungen erlaube ich mir hier eine eigene Beurteilung: Wahr ist, dass sich Polo nie verbiegen oder gar vereinnahmen liess. Mag er auch zeitweise dem Alkohol und den Drogen etwas allzu sehr zugesprochen haben (wie es zu jenen Zeiten bei den Rockmusikern zum guten Ton gehörte), er verlor nie den Sinn für die Realitäten des Lebens. Nach und nach begann er sich auf das Machbare zu konzentrieren, ohne aber von seinen Überzeugungen abzuweichen. Er nutzte seinen Prominentenstatus nicht aus, um sich demonstrativ einen Joint anzuzünden, wohl aber, um sich vehement für die Legalisierung des Cannabiskonsums in der Schweiz einzusetzen.

Er lebte stets in vielen Spannungsfeldern: Idealismus vs. Lebenstüchtigkeit; Auflehnung vs. Gewaltlosigkeit; Freiheit vs. Verantwortung; Nonkonformismus vs. soziales Verhalten; kurzfristiger Genuss vs. länger andauerndes Wohlbefinden. In seinem musikalischen Schaffen machte er viele aktuelle Probleme zum Thema, wies auf Missstände hin, bot aber nie billige Lösungen an. Praktisch keiner seiner Songs hört mit einem Happy End auf!



Polo Hofer (vorne links) mit Rumpelstilz, 1972.

Polo Hofer war einer der Ersten, der es wagte, im Rock'n'Roll die englische Sprache zu verlassen. Er kreierte den Mundartrock. Das Risiko zahlte sich aus, mit seiner Band Rumpelstilz landete er mit dem Titel «Kiosk» schon im Jahre 1976 einen Megahit, welcher trotz des nicht leicht verständlichen Berner Dialekts sogar die Hitparade in (Süd-)Deutschland stürmte. Es folgte mit «Teddybär» gleich der nächste Knaller, mit einem für die damalige Zeit mehr als gewagten Text (von Kamasutra war da die Rede und vom Herumrollen auf dem Teppich). Von nun an war sein Erfolg praktisch nicht mehr aufzuhalten.

Polo entwickelte sich ständig weiter und erklimmte mit «Im letschte Tram» sozusagen den poetisch-musikalischen Olymp (1986). Absolut genial sodann die berndeutsche Version von «In Memphis» (1992). Wüsste man es nicht besser, man hätte geglaubt, dies sei das Original und die besungenen Gefühle seien direkt Polos Seele entstieg. Doch, stopp! Es sollen ja hier nicht wieder sämtliche Hits aufgezählt werden...

Währenddem die Kollegen aus der Berner Liedermacherszene neunzig Prozent ihrer Energie in das Schmieden intelligenter Texte investierten, welche sie dann mit ein paar Gitarrenakkorden unterlegten, widmete sich Polo dem Musikalischen genauso stark wie dem Verbalen. Dies rückte ihn in eine höhere Sphäre. Einmal führte dies allerdings auch zu einem kolossalen Missverständnis, nämlich bei «Hopp Schwiiz»: Der die Schweiz in hohem Masse kritisierende Text wurde durch die einprägsame Melodie einfach zugedeckt, und der Song gar zur Hymne der Schweizer Fans an der Fussball-Weltmeisterschaft von 1994.

Die Talkshow wurde zur Kissenschlacht

Einmal kamen wir als Gäste in einer Radio-Talkshow zusammen. Der Zufall wollte es, dass wir beide zu diesem Zeitpunkt Zitate sammelten, Polo hatte sogar ein kleines Büchlein herausgegeben und zitierte nun daraus. Mir fiel ein ähnliches Zitat ein, was bei ihm wiederum eine Assoziation weckte. Die Talkshow entwickelte sich, sehr zum Gaudi des Publikums, zu einer wahren Zitate-Kissenschlacht. Die bedauernswerte Moderatorin wurde völlig arbeitslos und hat hoffentlich ihr Honorar trotzdem bekommen. Hofer, der Verlebte, der Resignierte, der Skeptiker? Völlig falsch! Humorvoll ist er – und intelligent!

Auch in meiner allerersten, bewussten Erinnerung an Polo Hofer war dieser, damals noch blutjung, Gast in einer Radio-Talkshow. Darin beschrieb er, wie er mit seiner Band Rumpelstilz in einem völlig überladenen Gefährt im Schneckentempo über die damals noch nicht ausgebaute Walenseestrasse zockelte und von der Polizei aus dem Verkehr gezogen wurde. Kein Wort von «Scheissbullen» oder so, im Gegenteil: «Sie machten es gut. Sie liessen uns



«Dann fahren wir halt in dieses Kreuzlingen raus»: Rocklegende Polo Hofer, 70.

einfach eine Stunde lang zuschauen, wie sich die lange Kolonne vorwärtsquälte, aufgrund des Schlamassels, das wir angerichtet hatten.»

Da waren sie bereits, die zwei Seelen in Polos Brust: Freiheitsdrang und kompromisslose Selbstbestimmung einerseits, Realitätssinn und Verantwortungsbewusstsein andererseits.

Im Gegensatz zu zahlreichen Musikern seiner Generation wie Kurt Cobain, Jimi Hendrix, Brian Jones, Janis Joplin, Jim Morrison, die alle schon mit 27 Jahren starben, kriegte Polo dank

seinem (selbst)kritischen Geist die Kurve, und für ihn wird auch 72 kein kritisches Alter sein. Wir können uns alle jetzt schon darauf freuen ihn dannzumal, in knapp zwei Jahren, «bei einem seiner letzten Konzerte» zu geniessen.

Polo Hofer: Ändspurt (Sound Service).

Bernard Thurnheer zählt zu den bekanntesten Show- und Sportmoderatoren der Schweiz. 1980 bis 1991 moderierte er die Quizsendung «Tell-Star», 1992 bis 2012 die Unterhaltungssendung «Benissimo».

«Ich möchte keine Sauerei hinterlassen»

In seinem neuen Roman «Ein sterbender Mann» setzt sich der grosse deutsche Schriftsteller Martin Walser, 88, mit dem Ende des Lebens auseinander. Im Gespräch sagt er, welche Suizidmethoden er bevorzugt, warum Literatur für ihn Religion ist und weshalb er keine Biografien liest. *Von Sven Michaelsen und Andreas Rosenfelder*

Martin Walser sitzt im Gasthaus «Iberl's» am Stadtrand von München und hat sich eine Suppe und ein Weissbier bestellt. Nach zweieinhalb Stunden Gespräch sagt er: «Wenn wir jetzt hier rauchen dürften, wäre es toll.» Auf einer Bank vor dem Lokal raucht der 88-Jährige dann drei Zigaretten hintereinander. Seine Fähigkeit, jene grandiosen Walsersätze zu formulieren, die ihn berühmt gemacht haben, ist ungebrochen: «Ich bin die Asche einer Glut, die ich nie war.»

Herr Walser, der Held Ihres neuen Romans wurde von seinem engsten Freund verraten und will sich, beruflich ruiniert, das Leben nehmen. Auf der Suche nach der probaten Technik landet er in einem Suizidforum im Internet. Welche Erfahrungen haben Sie beim Recherchieren dieses Themas gemacht?

Ich habe mich eingeloggt und studiert, was die Suizidalen schreiben. Alle unterhalten sich vor dem Horizont des Suizids, trotzdem gibt es jedes menschliche Verhalten, das es sonst auch gibt. Sie misstrauen einander – ob dein Suizidmotiv überhaupt seriös ist. Sobald es wieder eine oder einer geschafft hat, zünden die noch Lebenden Kerzen an und schreiben in Nachrufen etwas Liebes. Teilnehmendere Trauer habe ich draussen noch nicht erlebt. Deshalb heisst es im Roman: «Nirgends möchte ich noch lernen als bei Suizidalen.»

Seit Goethes «Die Leiden des jungen Werther» heisst es, Suizide in Romanen würden zur Nachahmung einladen.

Das ist ein Pseudoverdacht. Dem Schlussmachen eine erträgliche Seite abzugewinnen, ist immer noch ein Tabu. Im Jahre 2200 wird man auf unseren Umgang mit Suizid schauen, wie wir auf das Mittelalter schauen. Dass wir glauben, der Staat oder die Religion oder die Familie dürfte darüber bestimmen, wie wir aufhören, ist so mittelalterlich wie sich bloss wegen eines Abendmahlunterschieds die Köpfe einschlagen. Wie kann man der Meinung sein, dass uns nicht einmal unser eigener Tod gehört?

Fritz J. Raddatz fuhr im Februar vergangenen Jahres zum Sterben nach Zürich, weil der begleitete Suizid in der Schweiz legal ist. Was empfanden Sie, als Sie die Nachricht von seinem Freitod lasen?

Hingekniet bin ich vor dem, den ich lebenslanglich nie kniend erleben wollte.

Acht Stunden im Zug von Hamburg nach Zürich zu sitzen mit dem Gefühl, dass ...

Ach komm, tun Sie nicht so, als könnten Sie sich das vorstellen, wie einem da zumute ist. Bitte, da mische ich mich nicht hinein. In den USA gibt es Bundesstaaten, wo Selbstmord strafbar ist. Wir existieren nicht in einer Zeit, sondern in einer Verwerfung aller möglichen Zeiten.

Selbstmord, Suizid, Freitod: Welchen Begriff bevorzugen Sie?

Ich finde kein Wort so absurd wie Freitod. Den Ausdruck Selbstmord finde ich gemein. Ich kann da nichts verallgemeinernd empfehlen, aber für mich nenne ich es Selbsttötung.

Ihr Romanheld, er heisst Theo Schadt, stellt die Frage, ob man sich durch Lektüre auf Alter und Sterben vorbereiten kann. Er kommt zu dem Schluss: «Sich vorbereiten, das hiesse immer weniger leben, also sich

«Dem Schlussmachen eine erträgliche Seite abzugewinnen, ist immer noch ein Tabu.»

langsam umbringen. Geistige Vorbereitung nützt nichts.»

Auf den Tod kann man tausendfach vorbereitet sein, aber für das Sterben selber gibt es keine Vorbereitung.

Haben Sie, was der Schriftsteller Wolfgang Herrndorf eine «Exit-Strategie» nannte?

Hemingway kommt nicht in Frage. Ich habe kein Gewehr. Vor den Zug werfen geht auch nicht. Ich möchte keine Sauerei hinterlassen. Hängen ist brutal. Meine Aster ...

... eine Figur Ihres Romans ...

... hat die Holzkohlenmethode gewählt und ist friedlich entschlafen. Erwünscht ist eine Gleitdroge, die in einem Zwölfstundenschlaf die Arbeit tut, sensationslos und schmerzlos. Allerdings suche ich die noch. Es ist ja scheusslich, wie unzugänglich der Markt ist, wenn du eine richtige Schlaftablette brauchst. Aber das wird schon noch.

Theo Schadt sagt über sich: «Deine Gier, am Leben teilzunehmen, ist gespenstisch.» Sind Ihre Gefühle mit Ihnen gealtert?

Wenn du aufwachst, und es tut dir nichts weh, wie alt bist du dann? Weissst du dann, dass du 88 bist? Aber keine Spur! Du bist genauso weit weg vom Verenden wie mit dreissig, vierzig, und du hast keine anderen Wünsche als jemand, der fünfzig Jahre jünger ist. Nur wenn

du sowieso schon am Krepieren bist und leidest, leidest, leidest, dann kriegst du etwas von der Realität deines Alters mit. Würde ich Ihnen alle meine realen Leiden mitteilen, würden Sie sich darüber wundern, dass ich unbelehrbar bin. Ich bin es und sehne mich nach dem Augenblick, in dem ich raddatzsche Reife erreiche und in Zürich anrufe und sage: «Ich komme dann.» Bis dahin gilt ein Satz aus dem Roman: «Je näher du dem Tod bist, desto schöner ist es zu leben. Oder genauer gesagt: desto schöner wäre es zu leben.»

In seinem Abschiedsbrief an seinen Verleger Alexander Fest schrieb Raddatz: «Ich bin leergelebt. Nur noch eine Hülse. Ich irre durch eine taube, echolose Welt – ortlos. Ein überflüssiger Mensch.»

Wie alt war er, als er das schrieb?

Dreiundachtzig.

Also ein junger Mann, von mir aus gesehen. Ich fühle mich da nicht ausgedrückt.

Sie gehören zu den Schriftstellern, die von früh an ans Schreiben gekettet waren wie an ein Beatmungsgerät. Nimmt diese Notwendigkeit mit bald 90 ab?

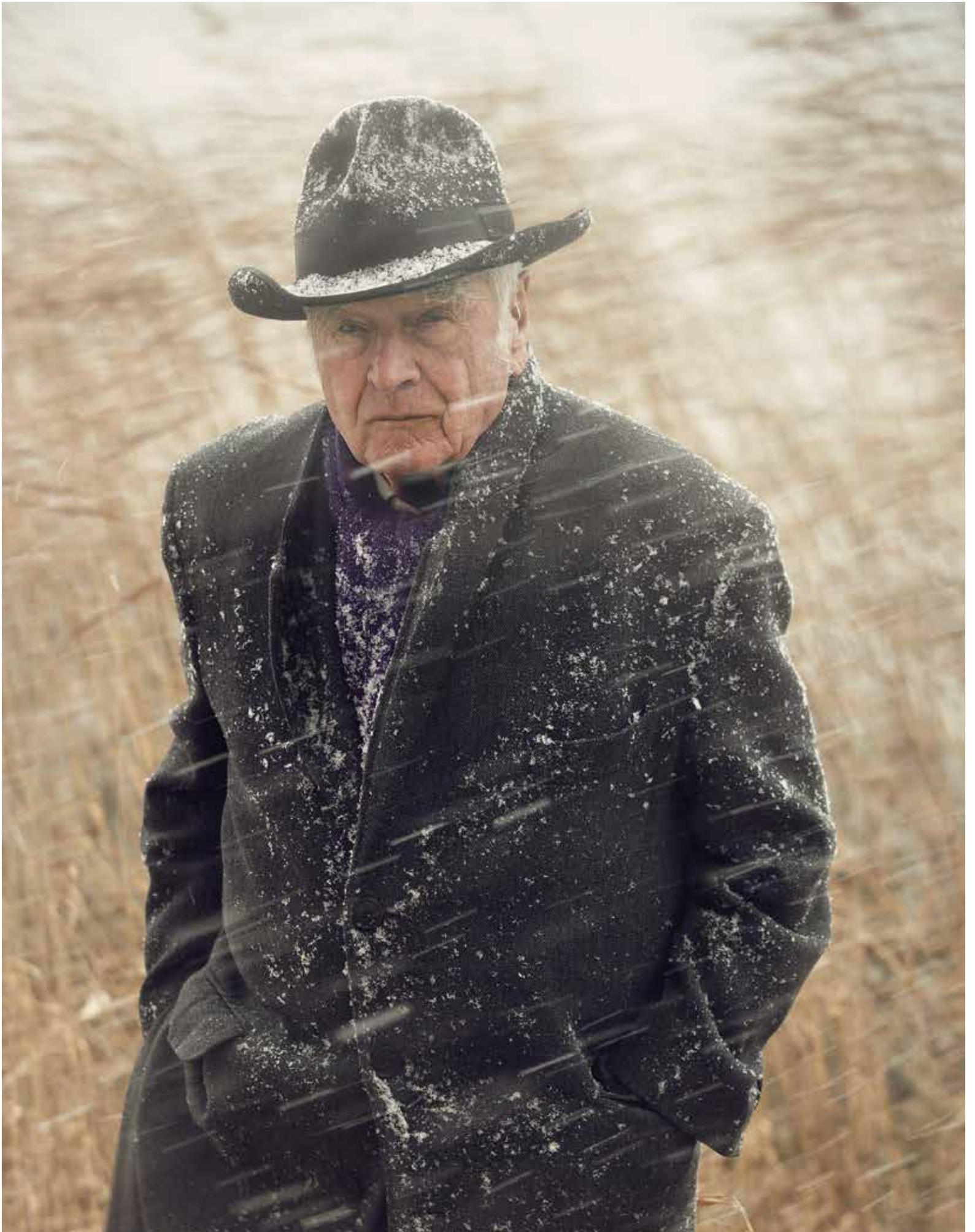
Nein. Aus schwer oder gar nicht zu definierenden Stimmungen fange ich einen Roman an und weiss nichts über die Personen. Das ist ja das Schreckliche: Ich bin geschlagen damit, dass ich einen so schönen Beruf habe. Stellen Sie sich mal vor: Wie soll ich denn damit fertig werden, dass abends etwas auf dem Papier ist, wovon am Morgen noch nicht die Rede sein konnte? Diese Spannung produziert sich durch das Schreiben, durch nichts sonst. Das Schreiben selber ist der Roman und ist das Abenteuer. Ich kann mich gegen dieses Glück nicht sträuben.

Entsteht beim Schreiben auch Liebe?

Ich kann nicht ohne Liebe Liebe schreiben. Das heisst, auch die Figuren, die der Leser negativ empfindet, entstehen aus Liebe. Mein chinesischer Übersetzer, Professor Huang Liaoyu, hat geschrieben, «Tod eines Kritikers» sei eine Liebeserklärung an Reich-Ranicki. Und er hat recht. Was jetzt in dem neuen Roman passiert, habe ich in einer Danksagung ausgedrückt.

Sie lautet: «Der Autor ist Thekla Chabbi für ihre Mitarbeit an diesem Roman zu grossem Dank verpflichtet. Ohne ihre schöpferische Mitwirkung wäre der Roman nicht, was er ist.»

Und das ging so: Ich habe diese Gewohnheit, dass ich den Mund nicht halten kann, wenn



«Hemingway kommt nicht in Frage»: Jahrhundertschriftsteller Walser.

ich mit einem Roman anfangen. Am 14. Januar 2014 war ich in Heidelberg bei einem Programm über deutsch-chinesische Kultur. Mein wunderbarer Übersetzer aus Peking war eingeladen und eine Sinologin aus München, Thekla Chabbi. Nachher sass man noch in einem Lokal. Wenn du einen Roman schreibst, ist die ganze Welt eine Zulieferung, aber nur weil du dauernd davon redest, so dass jeder halbwegs fühlensfähige Mensch glaubt, er müsse dir helfen.

Womit konnte Frau Chabbi Ihnen helfen?

Ich suchte für Theo Schadt nach einer Selbstmordmöglichkeit, und sie hat geantwortet, da gibt es das Suizidforum. Später hat sie mir die Daten zugespielt, damit ich selber kundig werde. Ich habe ihr dann zugänglich gemacht, was Theo Schadt im Roman ins Suizidforum geschrieben hat. Sie hat geantwortet als «Aster», und das war, Entschuldigung, das Wunder der Entstehung eines Romans. Das wird mir auch nicht ein zweites Mal passieren. Durch ihre Provokation als Aster hat sich der Roman so entwickelt, wie er ist. Ich habe noch nie behauptet, erfinden zu können. Ich lebe von höchstnotwendigen Verwandlungen. Das ist mein Beruf.

Aster ist die Schöpfung von Frau Chabbi?

Ja. Ich kenne in der gesamten Weltliteratur keinen Roman, in dem nicht auch die extremste Figur ein Produkt des Autors ist. Es gibt keine Dostojewski-Figur, die nicht von Dostojewski wäre. Dies ist der erste Roman, in dem eine Figur sich selbst vertritt, inhaltlich und stilistisch. Dass in einem Roman zwei Persönlichkeitsfrequenzen auftreten, habe ich als Bereicherung empfunden.

Wie muss man sich Ihre Zusammenarbeit vorstellen?

Im Dialog per E-Mail hat sie den Roman mitproduziert. Das ist keine Konzeption gewesen. Ich kann daraus keinen Ismus machen. Ich war Empfänger eines Reichtums, der durch kein Konzept entstehen kann. Das ist der Roman im Roman. Wenn einen das nicht glücklich machen darf als Autor.

Ein in Algerien spielendes Kapitel liest sich, als wäre es nicht von Ihnen. Hat Frau Chabbi diese Seiten geschrieben?

Ja! Und meine Hochachtung vor ihrer Feinfühligkeit für das Sprachliche. Ich habe Thekla Chabbi gebeten, sich als Romanfigur auf die Spur ihres verschwundenen algerischen Vaters zu begeben.

Ihr 72-jähriger Romanheld verliebt sich in Aster und verlässt nach 38 Ehejahren seine Frau. Was werden Sie bei Lesungen Menschen antworten, die fragen, ob das ein Selbstporträt sei?

Dann sage ich: «Lies!» Mehr gibt es doch gar nicht zu wissen. Die äusserste Antwort, die ich geben kann, steht im Roman.



Date mit der Kafka-Gefährtin: Dora Diamant.

Dieser Roman handelt in Sprache und nicht in Schlafzimmern. Wenn dir das als Roman nichts sagt, dann lass es. Über meine eigene Biografie kann man mich nicht befragen. In meinem ersten Roman, «Ehen in Philippsburg», habe ich vorn die Notiz: «Es ist die Hoffnung des Verfassers, er sei Zeitgenosse genug, dass seine von der Wirklichkeit ermöglichten Erfindungen den oder jenen wie eigene Erfahrungen anmuten.» Dieser Hoffnung füge ich nichts hinzu.

Interessieren Sie sich für das Private Ihrer Liebesschriftsteller?

Ich weiss, dass es eine natürliche Neugier gibt, aber komischerweise habe ich noch nie eine Biografie gelesen. Es hat mich nie interessiert, was der wirkliche Faulkner gedacht

«Ich habe immer schon Frauen bewundert, die im Zug zum Fenster hinausschauen.»

und gemacht hat, als er «Licht im August» geschrieben hat, ein Buch, das ich im Sommer 1945 verschlungen habe. Ich kenne keinen Lebenstag von Dostojewski und bin zu Hause in seinen Figuren. Ich war zwölf, als ich anfang mit Hölderlin. Jetzt bin ich soundso alt. Also wissen Sie, wie viele Jahre ich mit dem schon umgehe. Ich habe mich höchst empört, als ich bei Adorno gelesen habe, dass man die Hymnen von Hölderlin nicht versteht ohne philosophische Interpretation. Schon das geht mir zu weit.

Sie behaupten, noch nie eine Biografie gelesen zu haben.

Welche Biografie könnte ich denn gelesen haben?

Zum Beispiel die, die der Germanist Jörg Magenau 2005 über Sie geschrieben hat.

Ja. Ich sollte mich dazu verhalten. Ich weiss das noch ein bisschen, wie ich die sechshundert Seiten durchgelesen habe. Ich habe ihm dann geschrieben: «Das bin zwar nicht ich, aber ich habe nichts dagegen.» Das weiss ich

nun wirklich, dass, wer über Goethe schreibt, über sich schreibt. Sonst wäre das lächerlich. Ich habe seriöse Versäumnisse erfahren müssen, weil ich mich für das Biografische von Autoren nicht interessiert habe. Ich habe fünf Jahre lang Kafka gelesen und dann eine Dissertation über seine Romane geschrieben. Danach war ich Radioreporter beim Süddeutschen Rundfunk und wurde 1952 nach England geschickt, um ein Feature zu machen. Ein Londoner Kollege wusste, dass ich über Kafka promoviert hatte, und machte mir von sich aus ein Date mit Dora Diamant, der letzten Beziehung von Kafka. Ich wusste natürlich, dass Kafka sie bei seinem zweiwöchigen Aufenthalt in einem Quartier für jüdische Erholungssuchende an der Ostsee kennengelernt hatte. Er ging an ihr vorbei, als sie gerade Fisch schuppte. Da hat er gesagt und ins Tagebuch geschrieben: «Solch zarte Hände und solch eine blutige Arbeit.» Das kannte ich alles auswendig, aber anstandshalber musste ich diese Frau besuchen. Jetzt frage ich Sie: «Wie wären Sie dahin gefahren ins düsterste Chelsea?»

Wahrscheinlich ebenso beklommen wie neugierig.

Sie lebte in einem Mietshaus, die Gegend war schwarz, lichtlos, 19. Jahrhundert, vielleicht Gaslaternen. Ich läute. Da kommt ein Mädchen, das ein bisschen überernährt aussah, und führt mich zur Mutter. Schlafzimmer. Da sitzt ganz steil, noch und noch durch Kissen unterstützt, Dora Diamant im schummrigen Licht eines Nachttischlämpchens. Ein Stuhl am Bett. Ich nehme Platz. Sie wusste Bescheid, wer da kommt, und greift ziemlich schnell hinter eines dieser Kissen in ihrem Rücken und holt ein Wachstumheft hervor, wie man es als Kafka-Leser von ihm kennt. Meine Neugier voraussetzend und offenbar mit ihr einverstanden, fängt sie an, ihre Erinnerungen an Franz Kafka vorzulesen. Bei mir fällt in der Seele eine Klappe, weil es Aufzeichnungen waren wie über einen Religionsstifter. Diese zum Messias veredelte Figur hatte mit dem Kafka, über den ich fünf Jahre lang gearbeitet hatte, nichts zu tun.

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe mich ehestens verabschiedet und bin zurück in den hellsten Piccadilly Circus, um in die lächerlichste Operette zu gehen.

Ein halbes Jahr später starb Dora Diamant.

Im Laufe der Jahrzehnte habe ich gemerkt, was ich durch meine Flucht versäumt habe. Ich Vollidiot! Die letzte Frau in Kafkas Leben! Ich hätte sie doch etwas fragen können, anstatt mir diese Pseudo-Religionsstiftereien anzuhören. Aber dazu war ich nicht imstande. Ich glaubte, den Romanen von Kafka ist nichts hinzuzufügen. Das hat etwas mit meinem unbrechbaren Glauben an die Literatur zu tun. Ich war von Karl May an immer ein Leser und bin es geblieben. Als zwölfjähr-

riger Bub, von meinem Dachbodenfenster hinüber ins Rheintal schauend, habe ich die Hölderlin-Hymne auf das Rheintal gelesen. Diese Faszination hat nie aufgehört. Das ist keine andere Qualität als das Weihnachtsevangelium oder das «Kommunistische Manifest». Das sind Texte zur Erlösung in diesem Jammertal. Seit damals hat sich bei mir die Einbildung verfestigt, dass nichts genauer, mitteilungskräftiger sein kann als Literatur. Und deswegen sage ich: Lebenslauf ja, aber als Roman. Schreiben ist ein Entblössungs-Verbergungs-Spiel. Das ist meine Ideologie.

Marcel Reich-Ranicki hat zuletzt nur noch ferngesehen. Auch Ihr Romanheld liest am Ende nicht mehr.

Für Theo Schadt ist das kein Verlust, sondern ein Daseinsgewinn: «Jetzt bist du endlich und lässt dich nicht länger durch ein Buch davon ablenken, dass du lebst. Du erwartest nicht mehr, sondern du existierst nur noch.» Das ist die höchste Form. Ich habe immer schon Frauen bewundert, die im Zug zum Fenster hinausschauen, als fände das Leben dort statt.

Ein Kernsatz von Ihnen lautet, ein Roman müsse, anders als die Wirklichkeit, einen weissen Schatten werfen. Ihr neues Buch endet in einem Fiasko: Theo Schadt ist mit seinem Tumor im Dickdarm ein Todes-

kandidat, seine Frau und seine neue Liebe nehmen sich das Leben, die Tochter sagt sich vom Vater los, der verräterische Freund stirbt durch Gift.

Da widerspreche ich Ihnen heftig. Sie unterschlagen den weissen Schatten. Dass etwas geschrieben ist, produziert eine Stimmung, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Ein Sätzchen von mir lautet: «Die Literatur sagt alles so schön, wie es nicht ist.» Wenn etwas geschrieben ist, ist es nicht mehr so schlimm wie in Wirklichkeit. Dostojewski, «Die Brüder Karamasow»: die elendsten Lebensläufe. Warum lese ich das so gern? Ich bin doch kein Voyeur. Ich empfinde eine Aufgehobenheit im Sprachlichen. Verstehen Sie, Literatur ist nichts anderes als Religion. Es ist eine lebenswürdige Anmassung, Literatur sei eine Erklärung der Welt. Ihre Funktion ist aber, genau wie die der Religion, die Verklärung der Welt. Zum Beispiel als Sinnstiftung. Der Welt fehlt es andauernd an Sinn. Es liegt am Jahresanfang, dass ich so grosse Töne spucke. Ich bin im selben Dienst wie der, der ausrufen konnte: «Tod, wo ist dein Stachel?» (*Walser greift zu seinem Roman*) Wenn ich den Schluss lese: «An Sina: Von mir zu dir reicht keine Sprache. Von dir zu mir rast jeder Sturm. An Iris: Ich bin über den Bach gehüpft. In gelben Blumen gelandet. Das Leben ist eine ausgestreckte Hand. Jetzt zertritt mich der Tod.

Die unsterblichen Läuse lachen. An Iris und Sina: Trost, Fremdwort, komm her. Alles auflösen in Gesagtes. Eine Mauer aus Wörtern gegen jede Art Wirklichkeit. Ich bilde mir ein, was ist. In Ewigkeit, amen.» Es ist in meinem ganzen Leben nichts anderes passiert als diese Mauer aus Wörtern. Aber ich kann nicht ohne Befriedigung sagen, dass ich auf dem Kontinent der Literatur etwas erlebt habe.

Werden Literatursüchtige wie Sie seltener?

Ich werde manchmal mit dem Gerücht konfrontiert: Die Jungen lesen nicht mehr. Darauf antworte ich immer: «In meiner Schulklasse in Lindau waren wir 24. Von denen haben drei gelesen. Einer von diesen dreien war ich.» Drei von 24. So viel zur Statistik. Ich habe neulich einen wunderbaren Kerl kennengelernt, zwanzigjährig. Der sieht aus, als wäre er extra für Oscar Wilde in die Welt gekommen. Als wir über das Lesen sprachen, hat er gesagt, Lesen kenne er nicht, keine Lust. Der hat freiwillig noch nie ein Buch gelesen. Und dann sagte er, er höre sehr gerne Hörbücher, von Platon bis sonst wen. Da habe ich gesagt: «Junge, in Ordnung, ich rühre nicht daran, ich akzeptiere das.» Obwohl ich Print-Autor bin, muss ich sagen, der sah nicht aus wie ein Mangelgeschöpf.

Martin Walser: Ein sterbender Mann. Rowohlt. 288 S., Fr. 28.90

DIE WELTWOCH

Autonome Republik des freien Denkens.

Die *Weltwoche* ist seit über achtzig Jahren die unverwechselbar nonkonformistische Wochenzeitung der Schweiz. Sie beleuchtet die Dinge auch von ungewohnten Seiten. Überzeugen Sie sich selbst.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Letztes Adieu: Strassenkunst in Bristol.



Bowies Blitz

Von Thomas Wördehoff

Es hat etwas von einer hingeworfenen Skizze. Perfekt ausgeführt als Schablonenmalerei; man würde es wohl dem berühmten Banksy zuordnen, auf dessen Facebook-Seite die seltsam prickelnde Zusammenführung aus Commonwealth und Pop auch veröffentlicht wurde.

Das Werk ist in Bristol im Südwesten Englands zu betrachten, in irgendeiner schlechtgelaunten Seitenstrasse steht das Haus, und das Motiv springt dem traurigen Pop-Fan schnell ins Auge. Es ist besonders der zweifarbige Blitz, der wie ein durchaus unangemessen munteres Mal die rechte Gesichtshälfte der in Schwarzweiss gehaltenen Queen zierte. «Her Majesty's a pretty nice girl but she hasn't got a lot to say», hatten die Beatles 1969 gesungen, und aus etwa dieser Zeit stammt wohl auch die fotografische Vorlage der Malerei.

Doch es ist der blau-rote Blitz, der in diesen Tagen das Gemüt bewegt. Er ist seit langem eines der Markenzeichen des britischen Pop und bedeckt das Gesicht von David Bowie auf dem Album «Aladdin Sane», erschienen am 13. April 1973. «Wahnsinniger Knabe», *a lad insane*, legte der Titel nahe, und Bowie spielte damit auf die Schizophrenie seines Bruders Terry an – eine Krankheit, von der er sich selbst bedroht fühlte.

Zweiundvierzig Jahre später wird der Blitz mit neuen Bedeutungen aufgeladen. Die Montage von Bristol, anlässlich des 85. Geburtstags der Queen entstanden, wird zu einem letzten

Wie vielleicht nur Andy Warhol vor ihm, wusste Bowie um die Macht von Symbolen und Zeichen.

Adieu an den wohl bildmächtigsten Musiker der letzten Jahrzehnte. Wie vielleicht nur Andy Warhol vor ihm, wusste Bowie um die Macht von Symbolen und Zeichen, und wie Warhol war ihm die Macht der Märkte früh bewusst – sehr früh. Als ihn sein Produzent Ken Scott bei den Aufnahmen zum «Hunky Dory» – Album fragte, was der obskure Text von «The Bewlay Brothers» zu bedeuten habe, beschied ihm der damals 23-Jährige nüchtern: «I wrote it for the American market. They'll read so much into anything you give them.»

Abgesehen von seinen sicheren musikalischen Instinkten war es genau dieses strategische Genie im Spiel mit Erwartungen, das ihn so zeitlos erscheinen liess. Sein Tod am 10. Januar kam so überraschend, weil man diesem grossen Spieler noch alles zutraute – nur nicht das Ende. Der Blitz auf der Queen in Bristol ist ein eindrucksvolles Ausrufezeichen.

Betreutes Lesen

Die Weltpresse versammelte sich letzte Woche in München, als Hitlers Programmschrift «Mein Kampf» aus dem Giftschränk genommen wurde. Das als gefährlich taxierte Buch ist nun offiziell wieder zu haben, in einer hervorragend gemachten Edition. *Von Rico Bandle*

Man hatte das Buch ziemlich unterschätzt. Die Erstausgabe von «Mein Kampf» wurde 1925 höchstens als Randphänomen wahrgenommen. Die Rezension, die am 8. November 1925 in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschien, ging wie viele andere von der Auffassung aus, der Nationalsozialismus stehe vor dem Ende: «Nun da der erste Band erschienen ist [von «Mein Kampf»], ist die Menge auseinandergelaufen, für die er bestimmt war. Er wird, als Anachronismus, dazu verurteilt, Gedanken und Erinnerungen an eine Tollhausperiode der deutschen oder doch der Münchner Geschichte zu bleiben.» Der Journalist hegte gar Zweifel, ob der angekündigte zweite Band «angesichts der Zertrümmerung der völkischen Bewegung» überhaupt noch erscheinen wird.

Niemand konnte damals voraussehen, welche verheerenden Auswirkungen die Gedanken dieses Adolf Hitler dereinst haben würden – dass man «Mein Kampf» zu einem der gefährlichsten und abgründigsten Bücher der Menschheit erklären wird, und es noch neunzig Jahre nach der Veröffentlichung und siebzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs die Öffentlichkeit in Aufregung bringt, wenn man es sachte aus dem Giftschränk holt.

Jetzt auf zweitausend Seiten

Über ein Dutzend Fernsehstationen drängten sich letzten Freitag in die enge Bibliothek des Münchner Instituts für Zeitgeschichte. Gegen hundert Journalisten aus aller Welt – von der *New York Times* über Al-Dschasira bis zur japanischen Zeitung *Yomiuri Shimbun* – warteten auf die Präsentation der neuen, kommentierten Ausgabe von Hitlers Schrift. Es ist der erste legale Druck in der Originalsprache seit Kriegsende. Da siebzig Jahre nach dem Tod des Autors das Urheberrecht für seine Werke ausläuft, dachte man sich: Wenn sich die Publikation von «Mein Kampf» rechtlich kaum mehr verhindern lässt, dann soll das Werk wenigstens fachkundig betreut an die Leser gebracht werden. Ein ganzes Team von Historikern und Experten hat das Buch in dreijähriger Arbeit einem akribischen Faktencheck unterzogen. Aus den 800 Seiten der beiden «Mein Kampf»-Bände sind mit allen Anmerkungen 2000 geworden, die beiden grossformatigen Bücher bringen zusammen mehr als 7,5 Kilogramm auf die Waage.

Die Publikation eines solch belasteten Werks ist ein gewaltiges Minenfeld: Das Böse an sich könne gar nicht editiert werden, hiess es im

Vorfeld, das Buch sei weiterhin gefährlich, die Publikation eine Zumutung für die Holocaust-Opfer, das Layout mit Hitlers Originaltext, umrundet von Anmerkungen, erinnere an die edierte Fassung der Thora. All das und vieles mehr wurde in unzähligen Zeitungsartikeln und auch an der Pressekonferenz als «problematisch» taxiert.

Auf jeden Einwand waren die Verantwortlichen vorbereitet. Für die Pressekonferenz wurde mit dem britischen Hitler-Biografen Ian Kershaw ein aussenstehender Fachmann beigezogen, der dem Projekt seine Absolution gab. «Das Buch wird bestimmt niemanden zum Nazi machen», beruhigte er die Bedenkenträger. Herausgeber Christian Hartmann betonte, dass es sich – aussergewöhnlich für ein wissen-

Die kommentierenden Experten verzichten auf einen moralisch-pädagogischen Unterton.

schaftliches Werk – um eine «Edition mit Standpunkt» handle. «Eine solche Schrift bedarf der Wertung, Richtigstellung, Kritik und Gegenrede.» Überhaupt, man solle die Bedeutung von «Mein Kampf» nicht überschätzen, sich vor einem Hitler-Zentrismus hüten, der Nationalsozialismus sei längst nicht allein auf den einen Mann zurückzuführen.

Ganze achtzig Seiten umfasst in der edierten Fassung die Einleitung. Sie enthält die Entstehungsgeschichte von «Mein Kampf» im Gefängnis Landsberg, wo Hitler nach einem gescheiterten Putsch landete, sowie Hintergründe zur Edition. Erst auf Seite 89 geht es los mit dem Vorwort, wo Hitler gleich selbst die Wirkung der Schrift relativiert: «Ich weiss, dass man Menschen weniger durch das geschriebene Wort als vielmehr durch das gesprochene zu gewinnen vermag, dass jede grosse Bewegung auf dieser Erde ihr Wachsen den grossen Rednern und nicht den grossen Schreibern verdankt.» Bei Hitler gilt das allemal.

Im ersten Kapitel erzählt der spätere Führer von seiner Kindheit in Braunau an der deutsch-österreichischen Grenze. In den angefügten Anmerkungen wird nicht nur festgehalten, wenn Hitler seinen Werdegang schön oder manipuliert, es wird vor allem viel erklärt. Zum Beispiel, was dahintersteht, wenn Hitler von der «herrisch gewordenen Natur» seines Vaters

spricht: dass er als Kind vom Vater mehrmals wöchentlich brutal verprügelt worden war und ihn diese Gewalt fürs Leben geprägt hat.

Überhaupt handelt es sich bei vielen der 3500 Anmerkungen um eigentliche Exkurse, die für sich allein schon interessant sind. Wenn Hitler zum Beispiel erwähnt, er habe mit zwölf Jahren zum ersten Mal Schillers Drama «Wilhelm Tell» gesehen, so steht in der Anmerkung dazu, weshalb der Führer im Juni 1941 ein Aufführungsverbot des Stücks verhängte: Zwei Wochen zuvor war der Schweizer Hitler-Attentäter Maurice Bavaud in Berlin hingerichtet worden. Die Glorifizierung des Tyrannenmords war Hitler entsprechend ein Dorn im Auge. Noch 1942 erzürnte sich der Führer: «Ausgerechnet Schiller musste diesen Schweizer Heckenschützen verherrlichen!» Beim Schreiben von «Mein Kampf» sah er das noch anders: Das 8. Kapitel des zweiten Bands überschrieb er mit: «Der Starke ist am mächtigsten allein», einem Satz, den Schiller Tell in den Mund gelegt hatte. Was zeigt: Vor der Machtergreifung hatte sich Hitler noch mit Tell identifiziert, nachher erkannte er sich in Gessler wieder.

Unlesbar?

Oft wird kolportiert, «Mein Kampf» sei unlesbar und wirr. Dies ist falsch. Hitler verwendet zwar viele schiefe Sprachbilder, seine Schreibe ist voller Pathos, doch liest sich der Text süffig, so grotesk und absurd vieles auch erscheint.

Er beschreibt ausführlich seinen Weg vom Provinzbuben, der das Wort «Jude» nie gehört hatte, zum Judenhasser. «Ich war vom schwächlichen Weltbürger zum fanatischen Antisemiten geworden», schreibt er. Seine Entwicklung beruhe auf Erfahrungen, die er mit Juden gemacht habe. Alles Übel der Welt lastet er den Juden an, die angeblich die globale Herrschaft anstrebten. Egal ob Marxismus, internationales Finanzkapital oder Prostitution – hinter allem, was ihm nicht passt, ortet er eine jüdische Verschwörung.

Hitlers Ausführungen sind zu einem grossen Teil frei erfunden, wie in den Anmerkungen festgehalten ist, schliesslich waren seine wenigen Vertrauenspersonen während seiner Zeit in einem Wiener Männerheim Juden, auch jene, die ihm halfen, seine gemalten Postkartenbilder zu verkaufen. Jedenfalls kommt Hitler zum Fazit: «Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totenkrone der Menschheit sein, dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrtausenden menschenleer durch den Äther ziehen.» Angesichts eines solch grotesken Untergangspathos ist es nicht erstaunlich, dass viele Kommentatoren Hitler zu jener Zeit nicht ernst nahmen.

Die Rassenhygiene ist ein Motiv, das sich über alle Kapitel hinwegzieht. So heisst es im Kapitel 14 des zweiten Bands: «Sie [die natio-



Erhellend: Neu-Edition von «Mein Kampf», Januar 2016, München.



«Psyche der breiten Masse»: Werbeplakat für «Mein Kampf», 1934 in Mannheim.

nalsozialistische Bewegung] muss sich [...] bewusst bleiben, dass wir als Wahrer des höchsten Menschentums auf dieser Erde auch an eine höchste Verpflichtung gebunden sind, und sie wird umso mehr dieser Verpflichtung

zu genügen vermögen, je mehr sie dafür sorgt, dass das deutsche Volk rassisch zur Besinnung gelangt und sich ausser der Zucht von Hunden, Pferden und Katzen auch des eigenen Blutes erbarmt.» Wären einem die realen Aus-

wirkungen dieses Denkens nicht bewusst, könnte man über solche Ausführungen nur lachen. Eine vielzitierte Sprachblüte betrifft die Juden als Ungeziefer: «Sowie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hinein schnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüdlein.»

«Weibliche Eigenschaften»

Ein weiteres, ständig wiederkehrendes Motiv ist jenes des «Lebensraums». Deutschland sei viel zu klein für die Grösse des Volks. «Was bedeutet heute auf dem Planeten ein Gebilde, das in seinem Verhältnis von Volkszahl zu Grundfläche so jämmerlich beschaffen ist wie das derzeitige Deutsche Reich?» Hitler schwebte ein Bündnis mit Italien und England vor, um das Reich in Richtung Osten erweitern zu können. Italien hätte der Mittelmeerraum zugestanden, England Übersee und Deutschland Kontinentaleuropa. Frankreich blieb unumstösslich der ewige Feind. Die Ausführungen zur Weltpolitik gehören zu den interessantesten in «Mein Kampf»: Hier zeigt sich die ausgeprägte Analysefähigkeit Hitlers.

Spannend zu lesen sind auch die Kapitel über die Propaganda – für Hitler «eine wirkliche Kunst». Die «Psyche der breiten Masse» habe weibliche Eigenschaften: Sie werde weniger durch abstrakte Vernunft geleitet als durch eine «undefinierbare, gefühlsmässige Sehnsucht nach einer ergänzenden Kraft». Das Wirken der Propaganda müsse immer auf das Gefühl gerichtet sein, nicht auf den Verstand. «Jede Propaganda hat volkstümlich zu sein und ihr geistiges Niveau zu richten nach der Aufnahmefähigkeit des Beschränktsten unter denen, an die sie sich zu richten gedenkt.» Man dürfe sich bei der Propaganda nie von «Ästheten oder Blasierten» leiten lassen. Nicht Objektivität oder «doktrinäre» Aufrichtigkeit seien wichtig, sondern allein der Zweck.

Abgesehen von den ständigen Wiederholungen, der ermüdenden Redundanz, ist die Lektüre dieser «Mein Kampf»-Edition erhellend, ja fesselnd. Dies vor allem auch darum, weil die kommentierenden Experten auf einen moralisch-pädagogischen Unterton verzichten.

Nicht nur staunt man darüber, wie viel seiner späteren Macht- und Kriegsstrategie Hitler fünfzehn Jahre vor Kriegsbeginn bereits detailliert ausformuliert hatte, sondern auch über den Grössenwahn dieses Mannes, der sich als Führer eines Volkes sah, das allen anderen von Natur aus weit überlegen war: «Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muss eines Tages zum Herrn der Erde werden.»

Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger, Roman Töppel (Hg.): Hitler. Mein Kampf. Eine kritische Edition. Institut für Zeitgeschichte. 2 Bände. 1966 S., Fr. 71.–

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jojo Moyes**: Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 2 (–) **Camilla Läckberg**: Die Schneelöwin (*List*)
- 3 (2) **Donna Leon**: Endlich mein (*Diogenes*)
- 4 (3) **Karin Slaughter**: Pretty Girls (*Harper Collins*)
- 5 (5) **Cecelia Ahern**: Der Glasmurmelsammler (*Fischer Krüger*)
- 6 (6) **Paula Hawkins**: Girl on the Train (*Blanvalet*)
- 7 (4) **J. J. Abrams, Doug Dorst**: S. – Das Schiff des Theseus (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (–) **Eveline Hasler**: Stürmische Jahre (*Nagel & Kimche*)
- 9 (–) **Sarah Lark**: Eine Hoffnung am Ende der Welt (*Bastei Lübbe*)
- 10 (7) **David Lagercrantz**: Verschwörung (*Heyne*)

Sachbücher

- 1 (2) **Arno Renggli**: Der Hund starb – was er nicht überlebte (*Wörterseh*)
- 2 (1) **Giulia Enders**: Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (3) **Guinness World Records 2016** (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (4) **Jamie Oliver**: Jamies Superfood für jeden Tag (*Dorling Kindersley*)
- 5 (6) **Ildikó von Kürthy**: Neuland (*Wunderlich*)
- 6 (10) **Nadia Damaso**: Eat Better Not Less (*Fona*)
- 7 (9) **Ajahn Brahm**: Der Elefant, der das Glück vergass (*Lotos*)
- 8 (–) **Fern Green**: Super Smoothies – Die besten Detox-Drinks (*Dorling Kindersley*)
- 9 (5) **Raoul Weil**: Der Fall Weil (*Wörterseh*)
- 10 (–) **Elisabeth Fischer, Claudia Lenz, Doris Muliari**: Low Carb – Das Kochbuch (*Gräfe und Unzer*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Unwort

Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat «Gutmensch» zum «Unwort des Jahres» gewählt. In den Jahren zuvor kamen «Lügenpresse», «Sozialtourismus» und «Opfer-Abo» in die Kränze – alles Kampfbegriffe, die in erster Linie von der politischen Rechten angewendet werden. Dasselbe beim Schweizer «Unwort des Jahres» 2015: «Asylchaos». Dass man bei Kampfbegriffen genau hinschaut, sie entlarvt, ist richtig. Aber weshalb nur auf einer Seite des politischen Spektrums? Weshalb wird nie ein Kampfbegriff der Linken zum «Unwort» erklärt? Möglichkeiten gäbe es genug: «Abzocker», «Rechtspopulist», «Hetze», «Reichengetto», «Reaktionär» und so fort. Geht es beim «Unwort» etwa gar nicht um Sprache, sondern um Politik? Vielleicht sollte man nächstes Mal den Begriff «Unwort» zum «Unwort des Jahres» erklären. (rb)

Biografien

Glücklich in der Einsamkeit

In Astrid Lindgrens fröhlichen Kinderfiguren lauert immer auch eine gewisse Tragik. Ursache dafür sei der uneheliche Sohn der Autorin, heisst es in einem neuen Buch. Von Sarah Pines

Michel aus Lönneberga, Ronja Räubertochter, Pippi Langstrumpf – frohe Kinder, die Schabernack treiben, Hühnern vergorene Kirschen füttern, so dass sie betrunken umfallen, Abenteuer in dunkelgrünen Wäldern bestehen oder in der Villa Kunterbunt zusammen mit Affe und Pferd tun und lassen, was sie wollen. Bis heute symbolisieren die Kinderfiguren der schwedischen Autorin Astrid Lindgren von Liebe, Sommerbienen und Rahmbonbons umgebenes Kinderglück. Etwas anders sieht es Jens Andersen, der Autor der neuen Lindgren-Biografie. Zwar seien diese berühmten Literaturkinder ebenso glücklich, wie es die Kindheit der Autorin gewesen sei. Dieses Glück aber entstünde durch eine bestimmte Form der traurigen Einsamkeit, die auch Lindgren gekannt und lange verheimlicht habe.

Für «Astrid Lindgren – Ihr Leben» erhielt Andersen Dänemarks renommiertesten Literaturpreis; das Buch ist in Schweden ein Bestseller. Andersen, Kopenhagener und promoviert in nordischer Literaturwissenschaft, arbeitete lange als Literaturkritiker verschiedener dänischer Zeitungen, bevor er 1990 begann, Biografien skandinavischer Persönlichkeiten zu veröffentlichen: von Hans Christian Andersen, Königin Margarete und nun Astrid Lindgren. Neu ist sein Zugang zu der Autorin, zu der ja bereits einige Biografien vorliegen. Er begab sich ins Archiv der Königlichen Bibliothek in Stockholm, in dem Lindgrens Schriften aufbewahrt sind, und wertete viele davon erstmalig aus: 75 000 Briefe von und an Freunde, Bekannte, Kollegen oder Fans der Autorin, zwanzig Tagebuchbände, zahlreiche Haushaltshefte, in denen Lindgren – ähnlich der Mutter des Kinderhelden Michel, Alma Svensson – nebst Rechnungen, Kochplänen oder Andenken ans Wetter Alltagserinnerungen an ihre Kinder Lasse und Karin notierte, ausserdem Erstentwürfe ihrer Bücher: Hunderte in Stenografie vollgeschriebene Blöcke.

Andersen schildert Lindgrens Leben in vielen lebhaften Zitaten der Autorin und in deren buntem Tonfall, erweckt frohe Gefühle wie Lindgrens Bücher: skandinavische Sommer an eisblauen Seen, Kinderstreiche, über Wiesen wehendes Lachen. Astrid Lindgren (1907–2002): immer up to date in der Debatte um moderne Bildungsformen für Kinder, interessiert an Frauenfragen, Vertreterin anti-autoritärer, freier Kindererziehung, Bücher, Zeitschriften, Filme, Musik verschlingend, modern, finanziell unabhängig, nie stillsit-

zend, sondern, so Lindgren, lieber «herumlau-fend» und «es eilig habend».

Die Lebensstationen: Tochter respektabler Pfarrhofpächter in Vimmerby, Jugendrebellin und Flapper-Mädchen mit Bobhaarschnitt, mit neunzehn – Lindgren war Zeitungsvolontärin – die Liebesaffäre mit dem Chefredaktor, dann ledige Mutter und arme Büroangestellte in Stockholm, später die Heirat mit Sture Lindgren, Büroleiter des schwedischen Automobilclubs, rasch Lektorin, Starautorin, Drehbuchschreiberin, Frauenrechtlerin und in hohem Alter dann «klok gumma» (kluge Alte), der begeisterte erwachsene Leser Fanpost zu Alltagsproblemen, Geldnot, Klempnerrechnungen, Nachbarstreitigkeiten, Teenagerproblemen schrieb.

Die Welt als Vergnügungspark

Doch die Biografie kreist vor allem um ein von Lindgren lange gehütetes Geheimnis: die uneheliche Geburt von Sohn Lasse. Während ihres Verhältnisses mit Reinhold Blomberg, verheirateter Herausgeber des Lokalblattes in Vimmerby, wurde Lindgren ungewollt schwanger – 1926 ein Skandal –, verliess das Elternhaus und brachte in Kopenhagen Lasse zur Welt, der die ersten drei Jahre bei einer Pflegefamilie lebte. Nie vergass Lindgren das stille Weinen des oft zurückgelassenen Sohnes: «Vielleicht liegt es an diesem Weinen, das ich mich in allen Dingen so entschieden für die Seite des Kindes einsetze», schrieb sie. Das Gefühl der Einsamkeit von Kindern, so Andersen, kenne Lindgren aus dieser Zeit, ihr Sohn sei Inspirationsquelle fast aller Kinderfiguren. Karlsson, Pippi, Mio, Ronja, Birk, Pelle, Krümel, Rasmus: junge Einzelgänger ohne «Vater oder [...] Mutter, man hat sie in einem Haus oder einer Wohnung zurückgelassen», schreibt Andersen, «sie sind an ein Krankenbett gefesselt, sie wurden bestraft oder eingesperrt oder streifen allein in der wilden Natur herum. Es sind Einzelkinder oder aber Kinder, die zwar Eltern und Geschwister haben, sich von ihnen aber viel weiter entfernt haben, als es gut ist – zumindest was Geborgenheit und Fürsorge betrifft.»

Dennoch: Diese Kinder, betont Andersen, seien zwar einsam und in sich gekehrt, könnten aber mit Hilfe der Fantasie ihrem Kummer entfliehen, zumindest zeitweise. Zum Beispiel der Waisenjunge Bosse des Buches «Mio, mein Mio» (1954), der im Dunkeln allein auf einer Parkbank sitzt, sehnsüchtig erleuchtete Fenster und zu Abend essende Familien beobach-



Schreiben gegen Schuldgefühle: Astrid Lindgren mit Sohn Lasse, 1930.

tet, dabei die Geschichte von Prinz Mio, der seinen Königsvater findet, erräumt. Auch für Michel aus Lönneberga sei die Einsamkeit eine Zeit der Kreativität: Permanent werde der Junge zur Strafe für seine Streiche vom Vater in einen Schuppen eingesperrt, dort schnitze er aber ungewöhnliche Holzfiguren. Schliesslich Pippi: Am Ende der «Langstrumpf»-Reihe stehen ihre Freunde, die Geschwister Annika und Tommy, nachts am Fenster und schauen über die kahlen Herbstbäume hinweg zur Villa Kunterbunt. Pippi sitzt am Küchentisch und blickt träumerisch ins vor ihr stehende Kerzenlicht. «Sie sieht irgendwie so einsam aus», sagt Annika, und es packt sie der Drang, zu Pippi hinüberzulaufen. Doch plötzlich wird Annika von Zuversicht erfüllt: Nie würden sie alle aufhören zu spielen, Pippi würde für immer in der Villa Kunterbunt bleiben.

Die Welt als Vergnügungspark von im Freien spielender Kinder, in der Erwachsene höchstens aus der Ferne als brüllende Michel-Väter, gleichgültige Räuberhauptmänner, weit weg in Som-

mergärten Apfelkuchen kredenzende Mütter vorkommen. Dies sei eben nur eine Seite der Bücher Lindgrens, schreibt Andersen. Lindgren habe Pippi nicht als traumatisierte Waise, sondern als selbstgenügsam-frohes, aber einsames Kind dargestellt, argumentiert Andersen, und damit ihre Schuldgefühle gegenüber Lasse verarbeitet. Doch es geht um mehr: Lindgren habe sich ja selbst auch in Einsamkeit zurechtfinden müssen, als arme, ledige Stenografistin in Stockholm, dann als junge Witwe (Sture starb mit 54 Jahren an Alkoholismus), immer wieder beim Schreiben selbst. Später im Leben, so ein Tagebucheintrag, habe sie sich gerne in ein Inselferienhaus zurückgezogen, dort Bücher geschrieben und nackt zu Grammophonmusik getanzt. Fazit: Lindgrens Leben habe zwischen zwei Polen der Einsamkeit stattgefunden, dem positiven, kreativen Buchschreiben und einer dunkleren Melancholie; beide habe sie an ihre Kinderfiguren weitergegeben.

Jens Andersen: Astrid Lindgren – Ihr Leben. DVA. 448 S., Fr. 38.90

Jazz

Der Swinger, der aus dem Belcanto kam

Von Peter Rüedi

Jazzsänger balancieren auf schmalen Grat. Namentlich in der männlichen Version sind sie eine rare Spezies. Einer ihrer unzweifelhaftesten Vertreter, Mark Murphy, ist unlängst, am 22. Oktober 2015, verstorben. Tony Bennett halten dagegen nicht wenige Hardcore-Fans für einen Popsänger, die gleichen, die auch beim ersten Ton von Frank Sinatra die Flucht ergreifen. Sohn kalabrischer Immigranten (gelegentlich in den höheren Lagen und im, sagen wir: nachdrücklichen Register unterläuft ihm ein Hauch von Belcanto-Schmelz) – Bennett, geborener Anthony Dominick Benedetto, 89, hat soeben seine jüngste CD veröffentlicht. Sein Gesamtwerk bei Columbia liegt in einer Box von 73 CDs (!) vor. Das sind tatsächlich Sinatra-Dimensionen. Aber wie dieses sein Vorbild, sein Freund und sein Verehrer («for my money, Tony Bennett is the best singer in the business») ist der Mann, auf welchen Hochzeiten er auch immer tanzt, ein *jazz singer*, seit frühester Jugend fasziniert von der perlenden Eleganz eines Art Tatum und dem kühlen Tenorsax-Melos von Stan Getz. Er ist der letzte überlebende authentische Grossmeister des «GAS», der in populären Liedern für Filme und Broadway-Shows entstandenen Kleinkunstwerke des «Great American Songbook», insgesamt so etwas wie ein Querschnitt durchs amerikanische kollektive Unbewusste. Tony Bennett widmet die Sammlung mit dem Titel «The Silver Lining» einem der Giganten des «GAS», Jerome Kern, in drei Tunes nur begleitet von Bill Charlap, bei vieren zusätzlich zu diesem alten pianistischen Partner von dessen Frau Renee Rosnes am zweiten Flügel, auf den übrigen sieben auch von Bass und Schlagzeug (Peter und Kenny Washington). Bennetts Meisterschaft ist eine der kleinen Nuancen, der diskreten Verschiebungen und Verschleifungen, des souveränen Umgangs mit dem Text – von einigen Ausrutschern ins Italo-Pathos abgesehen ein vibrierendes, schlichtes Meisterwerk des raffiniertesten Understatements. In dieser Hinsicht erinnert es an die legendären Duos, die Bennett 1975 mit Bill Evans eingespielt hatte.



Tony Bennett & Bill Charlap: The Silver Lining. The Songs of Jerome Kern. RPM Records / Columbia 88875145742

Top 10

Knorrs Liste

1	The Revenant	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	Carol	★★★★★
	Regie: Todd Haynes	
3	The Danish Girl	★★★★☆
	Regie: Tom Hooper	
4	Joy	★★★★☆
	Regie: David O. Russell	
5	The Big Short	★★★★☆
	Regie: Adam McKay	
6	Legend	★★★★☆
	Regie: Brian Helgeland	
7	Bridge of Spies	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
8	Heidi	★★★★☆
	Regie: Alain Gsponer	
9	Schellen-Ursli	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
10	Star Wars: The Force Awakens	★★★☆☆
	Regie: J. J. Abrams	

Kinozuschauer

1 (-)	The Revenant	54 045
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2 (1)	Heidi	41 744
	Regie: Alain Gsponer	
3 (2)	Star Wars: The Force Awakens	31 119
	Regie: J. J. Abrams	
4 (3)	Joy	12 706
	Regie: David O. Russell	
5 (5)	Schellen-Ursli	11 763
	Regie: Xavier Koller	
6 (-)	The Danish Girl	11 016
	Regie: Tom Hooper	
7 (4)	Spectre	9825
	Regie: Sam Mendes	
8 (6)	The Peanuts Movie (3-D)	9006
	Regie: Steve Martino	
9 (8)	Ich bin dann mal weg	6811
	Regie: Julia von Heinz	
10 (7)	The Big Short	6343
	Regie: Adam McKay	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (4)	Der Hobbit: Schlacht... (Warner)
2 (2)	Mission: Impossible 5 (Rainbow)
3 (-)	The Transporter Refueled (Rainbow)
4 (1)	Minions (Universal)
5 (3)	Honig im Kopf (Warner)
6 (6)	Jurassic World (Universal)
7 (8)	Pixels (Sony)
8 (7)	Ant-Man (Disney)
9 (5)	Ted 2 (Universal)
10 (9)	Die Eiskönigin – völlig ... (Disney)

Quelle: Media Control



Zerbrechlichkeits-Charme: Sylvester Stallone und Michael B. Jordan in «Creed – Rocky's Legacy».

Kino

Der Mann mit dem Kubismus-Gesicht

Einst war er Rocky und Rambo. Im Boxer-Drama «Creed – Rocky's Legacy» spielt Sylvester Stallone das, was er ist: einen Rentner – und nur er macht den Film sehenswert. *Von Wolfram Knorr*

Leinwandstars sind die Träger streunenden Menschen- und Lebenshungers. Niemand hat das so erkannt wie die amerikanische Filmindustrie. Nicht zufällig hat sie das Starsystem kultiviert, das selbst dann nicht auszurotten war, als die Rebellen, das «New Hollywood», vom extravaganten Licht- und Schatten-Kult Abschied nahmen und die Stars auf dem Boden der Realität landeten. Sie sollten «wahr» sein, nicht mehr «ideal». Die Gesichter und Gesten wurden nicht nur «realistischer», auch vielschichtiger.

Weil es die absolute Diktatur der Schönheit nicht mehr gibt, ist auch das Altern, dieser reale Vorgang jenseits des Glamours, nicht nur darstellbar geworden, sondern von hoher Faszinationskraft. Auch das hat das US-Kino wie kein anderes sofort umgesetzt. Zahlreich sind jene Filme, von Clint Eastwood über Tommy Lee Jones, Meryl Streep und Jane Fonda bis Robert Redford, Harrison Ford und Bruce Dern, die eine grenzenlos lebenshaltige Wirklichkeit über alternde Gesichtslanschaften zum emotionalen Faszinosum machen. Zu diesen Figuren gesellt sich nun auch Sylvester Stallone in seiner erstaunlichen Nebenrolle im Boxerfilm «Creed – Rocky's Legacy» von Ryan Coogler («Fruitvale Station»).

Mit seinen kubistischen Gesichtszügen und den Muckis auf Schultern und Brust war

er in den intellektuellen Kreisen eher eine Lachnummer. Man mutmasste, dass in Slys Schädel mit einem Holzlöffel rumgerührt wurde, deshalb habe sich in ihm eine dunkle Seite gebildet. In jeder «Rambo»- und «Rocky»-Posse findet sich nämlich eine obligatorische Offerte an Sado-Maso-Freaks. Ob als kalter Krieger Rambo oder wilder Box-Aufsteiger Rocky Balboa, immer und auffallend liess er sich die verzerrte Visage zu Brei schlagen. «Ei du kleines Schweinderl!», wurde dann feixend mit Ödön von Horvath gefragt, «hat's wenigstens Spass gemacht?» Gemein. Aber der Blutsumpf härtet ab.

Letzte Geheimnisse

Doch dann spielte er 1997 in «Cop Land» einen schwerfälligen, zur Tumbheit neigenden Vororts-Sheriff, der von lauter korrupten Schlitzohr-Kollegen umgeben ist. Da verblüffte Stallone mit hoher Präsenz und erstaunlicher Tiefe. Die Zahl seiner Gesichtsausdrücke ist nicht geringer als die von anderen Leinwandgrössen wie etwa John Wayne – weil es auf der Leinwand gar nicht darauf ankommt. Es geht um einen bestimmten Habitus, um ein Aussehen, das ins Innere gravitiert, aber die letzten Geheimnisse für sich behält. Mit seinem tranigen Blick und dem pampigen Gang wirkte er in «Cop Land»,

als habe er sich mit Seelenpolsterschaum umschnürt, um sich vom Kreis der Zyniker nicht kränken zu lassen. Machte er den Mund auf, klang es wie verbales Wuchtkugelstossen. Ein Recke, bis ins Mark verletzbar, und man ahnt, woraus Slys «Polsterschaum» besteht: aus dem Traum eines harten Rambo-Balboa-Nussknackers. Aus dieser Spannung resultiert Slys suggestive Kraft.

In «Creed – Rocky's Legacy» spielt er den Rentner Rocky Balboa, der ein Restaurant leitet und mit der Vergangenheit nicht mehr behelligt werden möchte. Doch dann kommt Adonis Johnson (Michael B. Jordan), der ehrgeizige Sohn von Apollo Creed, Rockys härtestem Gegner und bestem Freund, und möchte den alten, gebrechlichen Brocken als Trainer. Mit einer Stimme wie aus einem tiefen Keller knödelt und nuschelt er, als wäre sein Gaumen verklebt. Natürlich lässt er sich erwärmen und verströmt bald einen wunderbaren Zerbrechlichkeits-Charme. Die Story ist Konfektion, die Boxszenen sind auch nicht das Gelbe vom Ei, aber Stallone ist es. Er alleine macht «Creed» sehenswert. Nicht umsonst wird er als Oscar-Kandidat für eine Nebenrolle behandelt. ★★☆☆☆

Weitere Premiere

Die dunkle Seite des Mondes — Urs Blank (Moritz Bleibtreu) ist ein kaltschnäuziger, aalglatter Wirtschaftsanwalt, der weiss, dass er am längeren Hebel sitzt und am Ende auch noch kassiert. Wie mit Teflon beschichtet, reagiert er gleichgültig auf seine fertiggemachten Opfer. Shakespeare hat's gewusst, dass eigentlich nur ein Ausweg bleibt: «Das Erste, was wir tun müssen», ruft ein Rebell in «Heinrich VI.», «alle Rechtsvertreter umbringen.» Ein folgerichtiger Vorschlag. In «Die dunkle Seite des Mondes» von Stephan Rick, nach dem gleichnamigen Roman von Martin Suter, ist es umgekehrt. Nachdem Blank einen Gegner seines Klienten ruiniert hat, kommt der

zwar in Blanks supercooles Büro, aber nicht um den Anwalt zu töten, sondern vor dessen Augen sich selbst – und schon beginnt das Problem des Films.

Ist es glaubhaft, dass ein solch eiskalter Typ wie Blank darüber völlig aus der Spur gerät,



Ausraster: «Die dunkle Seite des Mondes».

geschockt ist und vor lauter Zerknirschung Trost in der Natur, im Wald sucht? Dort lernt der Derangierte Lucille (Nora von Waldstätten) aus der alternativen Szene kennen. Die nimmt ihn mit auf Trips. Nach der Einnahme von halluzinogenen Pilzen verliert er jede Kontrolle über sich, wird aggressiv, bösartig, gewalttätig, zum Mörder. Von seiner einstigen Schicki-Micki-Welt, Gattin und Freunden wendet er sich ab und zieht zu Lucille. Aber auch dort rastet er aus. Er wird ein Dr.-Jeckyll-und-Mister-Hyde-Fall.

Psychologisch nachvollziehbar ist das nur bei sehr gutem Willen, zumal sich herausstellt, dass die Einnahme des Pilzes an seiner Wandlung keine Schuld trägt. Noch verwirlicher aber wird es durch den mächtigen Pius Ott (Jürgen Prochnow), Strippenzieher von Confeld, der Blank für einen weiteren Fall einsetzt. Ott ist noch kaltschnäuziger und Blank auf einmal voller Skrupel. Suters Vorlage wurde ziemlich verändert. Ein auf Hochglanz gestriegelter TV-Krimi im «Tatort»-Dunstkreis (startet am 21.1.). ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Ich habe endlich «Star Wars» sehen können: total voller Saal. Gibt's eine Erklärung für diesen Megahit? Ich hab den Film nämlich gar nicht so wahnsinnig toll gefunden. B. S., Zofingen



Ein solches Massenphänomen ist schwer zu ergründen. Die einfachste Erklärung dürfte wohl Neugierde sein. Sie sind ja auch rein und wollten sich den Hype nicht entgehen lassen.

Wenn das Projekt richtig vorbereitet und aufgebaut wird, indem man erst die eingeschworene Fangemeinde anspricht und

heissmacht, entzünden sich bald auch die «Ränder», also jene Kreise, die eigentlich nicht so angefressen sind, aber von der Neugierde getrieben werden. Ein negatives Urteil spielt dann keine Rolle mehr, im Gegenteil. Es potenziert die Neugierde, nach dem Motto: «Da will ich mir doch selbst ein Bild davon machen.» George Lucas, Erfinder der Saga, sprach ja selbst ein wenig enttäuscht von einem «Retrofilm». Da will man erst recht überprüfen, ob's stimmt.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Staubfänger

Von Thomas Renggli

Wo Christa Rigozzi und Sven Epiney auftauchen, sind die Menschen glücklich und werden Preise verteilt. Man könnte die beiden vermutlich am Nordpol oder in der Sahara aussetzen – und sie würden automatisch beginnen zu moderieren. So verrichteten die Gute-Laune-Profis auch während der Verleihung der Swiss Awards ihr Handwerk routiniert. Dass der staatliche Fernsehsender angekündigt hatte, die Show aus Spargründen zu kippen, mochte ein paar zusätzliche Zuschauer vor den Bildschirm gelockt haben. Doch diese mussten es bitter bereuen.

Im Wechselspiel zwischen Laudationen und Dankesreden wurden in allen Sparten und Landessprachen Plastiktrophäen verliehen – unterbrochen von musikalischer Hausmannskost und Rigozzis Nella-Martinetti-Charme. Die Kollateralschäden blieben nicht verborgen. Als Bruno Ganz im Fernverfahren für sein Lebenswerk geehrt



Nella-Martinetti-Charme: Epiney, Rigozzi.

wurde, rückte versehentlich der SRF-Claqueur ins Bild, der wild fuchtelnd das Publikum zu Standing Ovations nötigte. Auf den VIP-Plätzen wird sich Köbi Kuhn wehmütig an die fröhlichen Nächte von Oslo und Sheffield erinnern haben.

Glücklicherweise war da noch Polo Hofer. Weil 2015 weder ein mehrheitsfähiger Sportler aufzutreiben war noch ein helvetischer Gutmensch an die Oberfläche gespült wurde, reaktivierte das Publikum den Altrockler als Schweizer des Jahres. Was Polo davon hielt, sagte er gleich selbst: «Dieser Staubfänger bringt mir gar nichts.» Mit diesen Worten schickte er den Swiss Award in die ewigen Jagdgründe. Es sei ihm verziehen. Die Minibar-Wägeli bei der SBB vermissen wir mehr.

Swiss Award. Letzten Samstagabend auf SRF 1

Kunst der Einfachheit

Rolf Sachs im «Garden Restaurant»; neue Botschafterin in Bern; Karasek in Kolumbien; Orchesterakademie. Von Hildegard Schwaninger



Privat sehr konstant: Designer Rolf Sachs.

Endlich erhält **Rolf Sachs**, der als Designkünstler einen weltweit guten Ruf genießt, eine Chance, sich in Zürich zu präsentieren. Er bekam den Auftrag, im «The Dolder Grand» das «Garden Restaurant» neu zu gestalten. «The Dolder Grand» profiliert sich mehr und mehr als ein Haus, wo moderne Kunst einen hohen Stellenwert hat. Ein Anliegen von Besitzer **Urs E. Schwarzenbach**: Der Investor ist leidenschaftlicher Kunstsammler. Auch das «Garden Restaurant» wird jetzt einem modernen Künstler anvertraut. Rolf Sachs erhält die Chance, mit seiner klaren Handschrift – er mag funktionale Objekte, liebt das Einfache – dem Restaurant ein neues Gesicht zu geben. Es bekommt auch einen neuen Namen: «Saltz». **Mark Jacob**, Direktor «The Dolder Grand», freut sich, das mit vier-



Zurück in Bern: Ursula Plassnik.

zehn Gault-Millau-Punkten ausgezeichnete Lokal am 7. März neu zu eröffnen.

Rolf Sachs betreibt seine Firma in London; die Schweiz ist seine zweite Heimat. Der Sohn des deutschen Industriellen **Gunter Sachs** (auch er war Schweizer Bürger) wurde in Lausanne geboren, besuchte die Schweizer Internate Le Rosey in Rolle und Lyceum Alpinum in Zuoz. Er spielt eine Hauptrolle im gesellschaftlichen Leben von St. Moritz, wo er das einstige Olympiastadion, das 1928 gebaut wurde, gleich beim «Kulm Hotel», zu seinem Wohnhaus umbauen liess. Er ist dort Präsident des Bobclubs, Vizepräsident im Cresta Club, Mitglied im Corviglia Club. Vor allem unterstützt er das Festival da Jazz, das im «Dracula Club» stattfindet (der Klub gehört Sachs) und von **Christian Jott Jenny** erfunden wurde, um den Sommertourismus in St. Moritz anzukurbeln.

Rolf Sachs wurde 2015 erstmals die Ehre zuteil, eine 1.-August-Rede in St. Moritz zu halten. Der Künstler machte die Kunst zum Thema, sprach darüber, was für eine grosse Rolle die kleine Schweiz in der grossen Welt der Kunst spielt. Sachs sprach von **Fischli/Weiss**, **Roman Signer**, **Urs Fischer**, **Pipilotti Rist**.

Sachs ist im Kontrast zu seinem Vater Gunter, der als einer der charismatischsten Männer des letzten Jahrhunderts und als unwiderstehlicher Womanizer galt (war unter anderem mit

der Jahrhundert-Beauty **Brigitte Bardot** verheiratet), privat sehr konstant. Dreissig Jahre war er mit **Maryam Sachs** verheiratet (Rolf Sachs: «Wer ist heute noch so lange verheiratet?»), heute sind die beiden geschieden. Er lebt in neuer Beziehung. Sie auch.

Die österreichische Botschaft in Bern erhält eine neue Chefin. **Ursula Plassnik**, die frühere österreichische Aussenministerin, die mit ihrem Gardemass von 1,90 Metern international auffiel, wird Botschafterin in Bern. Plassnik ist seit 2011 Botschafterin in Frankreich. Von der Rue Fabert im 7. Arrondissement in Paris wechselt sie demnächst an die Kirchenfeldstrasse in Bern. Dort vertritt nach dem Abgang von **Jürgen Meindl**, der nach Brüssel wechselte (er ist neu Botschafter in Belgien), der Gesandte **Robert Müller** die Interessen unseres Nachbarlands. Für Plassnik ist Bern nicht Neuland. Die ÖVP-Frau war schon einmal österreichische Botschafterin in Bern: von 1984 bis 1986.

Der bekannte Tele-Züri-Reporter **David Karasek** brach letzten Sommer seine Zelte in Zürich ab und zog nach Kolumbien. Er folgte seinem Ehemann, der einen Job in der Geschäftsleitung von Lafarge-Holcim in Bogotá hat. Karasek arbeitet in Südamerika als Feldreporter für das Internationale Rote Kreuz. Jetzt geht man den nächsten Schritt.



Kinderwunsch: David Karasek.

Das Ehepaar plant Nachwuchs. Eine Leihmutter wollen die beiden Schweizer in Kalifornien gefunden haben.

Die Tonhalle Zürich plant eine «Orchesterakademie», die Nachwuchsmusikern die Chance gibt, in der Tonhalle eine zweijährige fundierte Ausbildung zu erhalten. Die Neugründung wird mit einer Fundraising-Gala unter dem Motto «Viva la Vida» am 22. Januar gefeiert. Unter den Gästen erwartet man diverse für die Ausbildung junger Menschen engagierte Mäzene wie **Regula** und **Beat Curti**, **Doris** und **Hans Imholz**, **Andreas J. Bär**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Verloren und gefunden

Der Grafik-Designerin Sarah Weeger, 34, erging es wie vielen anderen: Sie verlor ihren Hochzeitsbrillanten. Das Schmuckstück kam erst zu ihr zurück, als sie es endgültig abgeschrieben hatte.



Ein Wunder: Ehepaar Weeger.

Sarah: Es heisst, in der Liebe kann man nichts erzwingen. Wenn man den Hochzeitsring verliert, offenbar auch nicht. Wir waren bereits acht Jahre verheiratet, und ich trug den Brillantring, den mir Ryan geschenkt hatte, jeden Tag. Er war das Symbol unserer Liebe. Es war der wunderschönste, der perfekte Ring.

Ryan: Am besagten Abend schliefen wir auf dem Sofa ein. Sarah erwachte und führte sofort den Hund aus. Als sie zurückkam, bemerkte sie, dass der Stein weg war. Sie war absolut verzweifelt, suchte das ganze Haus ab und in den folgenden Tagen auch immer wieder den Weg, den sie am Abend gegangen war. Vergeblich.

Sarah: Ich begann einen Blog über meine tagtägliche Suche nach dem Brillanten zu verfassen und veröffentlichte meine Leidensgeschichte über die sozialen Medien. Das Thema stiess auf ein riesiges Echo. In der Zwischenzeit weiss ich, dass jährlich Tausende von Hochzeitsringen verlorengehen. Der Klassiker ist, dass er beim Haarewaschen vom Finger rutscht und in den Ausguss wandert oder man ihn nach dem Händewaschen in einer öffentlichen Toilette vergisst und nie mehr zurückbekommt. Ich las in den folgenden Monaten aber auch viele andere unglaubliche Geschichten, die sich vor allem um schlechte Edelstein-

fassungen drehten. Das ist ein Riesenproblem, und wenn der Ring noch am Finger steckt, der Stein aber herausgebrochen ist, sorgt dies für einen besonderen, schwer zu beschreibenden Herzschmerz.

Ryan: Eine Frau schrieb, es fühle sich so an, als wäre der Mann bei Nacht und Nebel abgehauen. Eine andere vermutete den herausgebrochenen Saphir in selbstgebackenen Cupcakes, und man kann sich vorstellen, was die Gäste tun mussten, die eingeladen waren. Erfolgreich, immerhin. Eine Frau stellte nach einem Zoobesuch fest, dass ihr Ring ohne Stein war. Einmal verschwanden die Steine auf dem Weg zum Altar, der an einem Strand aufgebaut worden war. Die meisten bekamen die Steine wieder zurück, so auch eine Frau, die zusehen musste, wie dieser mit der Toilettenspülung in der Tiefe verschwand. Drei Klempner konnten damals nicht helfen. Als die Toilette fünf Jahre später verstopft war, fand der bestellte Handwerker den Diamanten. Er war die ganze Zeit irgendwo im Rohr festgesteckt.

Sarah: Obwohl alle Nachbarn bei der Suche mithalfen, ich ein Dutzend Metalldetektoren organisiert und im ganzen Quartier Plakate aufgehängt hatte, die einen hohen Finderlohn versprachen, blieb mein schönstes Schmuckstück inkomplett, weil ohne Edelstein. Nach drei Monaten, im Herbst des vergangenen Jahres, entschied ich mich schweren Herzens, die Versicherungssumme für eine exakte Kopie des Steins auszugeben. Der neue Ring war wundervoll, und doch war es nicht mein geliebter Ring.

Ryan: In der gleichen Nacht geschah ein Wunder. Es klingt unglaublich, trug sich aber genau so zu. Sarah spazierte den gewohnten Weg entlang, und in der Zwischenzeit war es zu einer Gewohnheit geworden, den Boden mit den Augen abzusuchen. In der Nähe einer Laterne sah sie in einem Haufen aus Laub und Dreck etwas glitzern. Es war ihr Brillant. In dem Moment, in dem sie ihn gehen liess, kam er zu ihr zurück, könnte man sagen. Das Wichtigste ist, dass Sarah überglücklich nach Hause kam. Die neue Fassung sei todsicher, sagte uns der Juwelier. Nun trägt Sarah den Ring hoffentlich für immer und ewig am Finger.

Protokoll: Franziska K. Müller

Am Galgen

Von Andreas Thiel — In manchen Führungspositionen trägt man Schlinge statt Schlips.



Toni: So, schönen Tag noch zusammen, ich gehe jetzt.

Henker: Wie? Was? Sie wollen jetzt schon gehen?

Toni: Ja, danke, ihr könnt ohne mich weitermachen.

Henker: Aber wir sind

doch mit Ihrer Hinrichtung noch gar nicht fertig! Sie zum Beispiel leben ja immer noch ...

Toni: Das ist es ja gerade. Diese öffentlichen Hinrichtungen dauern mir zu lange.

Henker: Moment! Sie können nicht einfach ungehängt den Galgen verlassen. Sie können doch nicht den Kopf aus der Schlinge ziehen, bevor Sie gehängt wurden! Sie wurden öffentlich verurteilt, also warten Sie gefälligst, bis wir Sie gehängt haben.

Toni: Ich werde nun schon seit neun Jahren öffentlich verurteilt, ohne gehängt zu werden. So wird das nie was.

Christoph: Dann gehe ich auch. Ich werde bereits seit vierzig Jahren öffentlich verurteilt, ohne gehenkt zu werden.

Henker: Aber was soll ich denn mit den Stricken machen? Ich brauche doch Hälsen, um welche ich diese Stricke legen kann.

Toni: Gehen Sie in Pension. Wir brauchen keine Henker mehr. Stricken Sie sich aus Ihren Stricken eine Strickjacke. Und lassen Sie statt den Verurteilten Ihre Seele baumeln.

Henker: Zum Henker mit euch! Stricke gehören um Hälsen gebunden. Sie benutzen Ihre Krawatte ja auch nicht als Schuhlöffel.

Toni: Nehmen Sie es mit Humor.

Henker: Spielverderber! Wer legt denn jetzt seinen Kopf in meine Schlingen?

Albert: Habe ich richtig verstanden? Hier ist eine Schlinge frei? Da lege ich meinen Kopf rein.

Henker: Das ist nett, aber ich habe noch eine zweite freie Schlinge.

Christoph: Gut, dann halte ich meinen Kopf halt auch wieder hin.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Gral des Chardonnay

Von Peter Rüedi



In Meursault, der grossen Gemeinde in der burgundischen Côte de Beaune, geht der Spruch um: «Wer nur Meursault trinkt, wird nie zum Trunkenbold.» Sicher ist, dass die meisten Weissweine, die hier aus der Sorte Chardonnay gewonnen werden, zu feingliedrig, vielschichtig und raffiniert sind, um ihres Gehaltes an C₆H₅OH wegen geschüttet zu werden. Aber bei welchem Wein wäre dem nicht so! Auch wenn Peter Bichsel schwer zu widersprechen ist, wenn er sagt: «Wäre kein Alkohol im Wein, es gäbe keinen einzigen Weinkenner auf der Welt.» Wie auch immer: Die ersten Lagen wie Les Perrières, Les Genevrières oder Les Charmes gehören zum Gral des Chardonnay.

So umgibt auch die Spitzenproduzenten aus der Appellation eine Art sakraler Glanz: Comte Lafon, Guy Roulot und, vor allen, Coche-Dury. Allein, Meursault erschöpft sich nicht in ihnen, und es gibt mehr Pemières Crus im Ort als die genannten berühmtesten drei. Einer davon heisst Le Poruzot-Dessus, und die Flasche auf meinem Tisch verdanke ich dem kreativen, skrupulösen Rémi Jobard. Der bewirtschaftet nach Bio-Massstäben seit gut zwanzig Jahren die vom Vater übernommene Rebberge von knapp neun Hektar Fläche, und was mir aus dem Glas entgegenduftet, lässt mich zweifeln, ob mein Respekt ausreicht, um ihm nicht bedingungslos zu verfallen. Blüten, frische Früchte, Birne, Zitrusaromen, etwas Haselnuss und diskrete Rauchnoten, wunderbar austariert, am Gaumen eine erstaunliche Breite, die aber durch gute Säure, mineralische Reflexe und feinste Holznoten in der Balance gehalten wird (Jobard arbeitet mehr und mehr mit grossen *foudres* österreichischer Herkunft). Ein Wein von hoher Eleganz, aber auch kraftvoll und widerstandsfähig genug, um den nächsten zehn Jahren gelassen ins Auge zu blicken. Die Ausgabe 2011 (kein ganz grosses, aber ein anständiges Jahr) ist schon ein enormes Vergnügen, aber noch dankbar für zwei Stunden Luft unter die Flügel.

Domaine Rémi Jobard: Meursault 1er Cru le Poruzot-Dessus 2011. 13,5 %. Vins Précieux Erlenbach. Fr. 62.–. www.vinsprecieux.ch

Teilen ist gut

Im «Igniv», dem zweiten Restaurant von Andreas Caminada, kommt alles für alle auf die Tafel. Von David Schnapp



Unterhaltung inbegriffen: Küchenchef Germann, variantenreiche kleine Gerichte.

Damit Essen zu einem Erlebnis wird, das man nicht so schnell vergisst, braucht es mehr als ein paar teure Produkte, die gut zubereitet werden und toll schmecken. Andreas Caminada hat aus dieser Erkenntnis in seinem «Schloss Schauenstein» ein Gesamterlebnis entwickelt, das weit über die Schweiz hinaus einzigartig ist. Mitte Dezember hat der Bündner Spitzenkoch nun sein zweites Restaurant eröffnet, das Teil des «Grand Resort Bad Ragaz» ist. «Igniv», Rätoromanisch für Nest – ausgesprochen «Iniv» –, heisst der Ort. Auch hier sind es nicht ein paar aussergewöhnliche Gerichte allein, die den Reiz des Besuchs ausmachen.

Schwein, Hummer, Schwarzwurzeln

Nachdem man die etwas gar diskret wirkende Tür gefunden und aufgestossen hat, steht man im «Igniv» zunächst vor dem üppig beladenen Süssigkeiten-Tisch, der später Teil des Desserts wird. Dann betritt man einen zauberhaften, lichten Raum – verspielt, warm und heimelig-modern eingerichtet. Und kaum sitzt man wahlweise an einem weissgedeckten oder mit Messing überzogenen Tisch, werden erste Kleinigkeiten serviert: eingelegtes Wachteile in einem krachend knusprigen Kataifi-Teig-Nest, eine Trüffel-Royale, ein wunderbares ausgehöhltes Macaron mit Foie-gras-Cremefüllung oder ein Randenchip mit Randenespuma.

Und schon rollt die zweite Welle an: In der Tischmitte werden ein mit Langustinencreme gefülltes Airbag-Baguette, Kopfsalat mit leicht übersäuerter Trüffelvinaigrette, eine Trüffel-tartelette und schliesslich ein Rindstatar mit luftigen Chips platziert. Denn im «Igniv» wird geteilt. Jeder nimmt sich von der Tischmitte, was ihm gefällt. Teilen ist die Wirtschaftsform der Zukunft, heisst es. Man spricht von der Sharing Economy und liest: «Das Teilen gilt in vielen Wertesystemen als positiver Wert» (Wikipedia).

Teilen ist auf jeden Fall gut, kann man nach einem Besuch im «Igniv» sagen. Silvio Germann, der Küchenchef vor Ort, serviert variantenreiche kleine Gerichte, dekliniert das Ormalinger Wollschwein ebenso durch, wie er brillant Hummer mit Schwarzwurzeln kombiniert. Eine definitive Bewertung der Küchenleistung lässt sich nach den ersten paar Wochen nicht machen, das wäre keine seriöse Restaurantkritik. Die Essens-Teilet (4 Gänge, Fr. 156.–/Person) ist unterhaltsam, sorgt für eine lockere Atmosphäre am Tisch und gibt auch am nächsten Tag noch Gesprächsstoff ab. So macht man Essen zum Erlebnis.

Restaurant Igniv, Grand Resort Bad Ragaz, Bernhard-Simon-Strasse, 7310 Bad Ragaz; Tel. 081 303 30 30. Montags und dienstags geschlossen. Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Die gute Familienkutsche

Einen Van fahren zu müssen, ist für manche Männer ein harter Einschnitt. Der Gran Tourer von BMW kann helfen. *Von David Schnapp*

Es wurden mir schon Geschichten überliefert von Männern, die unter ehelichem Zwang ihren alten Porsche oder ihr zweisitziges Cabrio verkaufen mussten, um sich stattdessen einen Van anzuschaffen. Es habe sie hart getroffen, erzählte man sich. Denn Vans sind praktisch, geräumig, familientauglich, aber auch etwas brav und nicht besonders cool. Die Autoindustrie hat sich des Problems angenommen. Ford nennt seinen S-Max nicht Van, sondern Sports Activity

Vehicle, und den VW Touran gibt es auch als sportlich aussehende R-Version.

Und von BMW, der Marke, die aus Prinzip «Freude am Fahren» verspricht, gibt es den 2er Gran Tourer für 3170 Franken mehr als Modell M Sport. Lackiert in «Estorilblau Metallic» und bestückt mit einem Zwei-Liter-Turbodiesel sowie Allradantrieb präsentiert sich die stärkste Modellvariante. Wir haben einiges damit vor, lange Strecken – und wie sich später herausstellt, müssen wir sie unter sehr widrigen Wetterbedingungen zurücklegen.

Der 2er Gran Tourer ist bei allen Zugeständnissen an die Familientauglichkeit wie etwa die im Kofferraum nahtlos versenkbare dritte Sitzreihe, die längs verschiebbaren Rücksitze oder die rustikale Materialisierung im Innenraum ein hochwertiges Reisefahrzeug. Es gibt – vieles davon gegen Aufpreis natürlich – ein gutes Navigationssystem, ein klingendes Soundsystem oder ein aufklappendes Head-up-Display vor dem Fahrer oder einen Abstandstempomaten. Das Verhältnis von Leistung (190 PS/400 Nm)

und Gewicht (1640 kg) ist ziemlich gut. Nur auf den ersten Metern wirkt das Gefährt leicht träge, dann kommt es gut in Fahrt und fühlt sich auch bei 180 km/h noch sehr solide an. Das Fahrwerk überzeugt mit einer guten Mischung aus Komfort und sportlicher Präzision. Allerdings ist das Modell M Sport auch mit dem tiefer gelegten M-Sport-Fahrwerk ausgerüstet, was das Gefühl, einen richtigen BMW zu fahren, unterstützt.

Bitte mit Allrad

Wir fuhren durch Bayern, als es unangenehm anfang zu schneien. Am nächsten Tag regnete es dann dafür heftig, und in diesen Momenten ist der 2er Gran Tourer mit dem Allradsystem xDrive gut gerüstet. Man versteht, warum in der wettermässig abwechslungsreichen Schweiz viele Käufer ihr Auto mit vier angetriebenen Rädern bestellen; es gibt einem in solchen Situationen ein gutes Gefühl.

Fazit: Der 2er Gran Tourer ist ein familientaugliches Auto, was Komfort, Raum oder Verbrauch angeht. Dazu gehört auch, dass man problemlos mit einer Tankfüllung 700 Kilometer zurücklegen kann und bloss etwa 7 Liter Diesel auf 100 Kilometer verbraucht. Und schliesslich: Wer will, kann den Wagen so aus- beziehungsweise aufrüsten, dass der Abschiedsschmerz vom Sportwagen gemildert wird.

BMW 220d xDrive Gran Tourer

Leistung: 190 PS/140 kW, Hubraum: 1995 ccm, Höchstgeschwindigkeit: 218 km/h, Preis: Fr. 48 600.–, Testauto: Fr. 68 960.–





«In meinem Blut»: Snowboarder und Fotograf Podladtchikov, 27.

MvH trifft

Iouri Podladtchikov

Von Mark van Huisseling — Fragen an den besten Snowboarder seiner Generation in der Halfpipe (auch über seinen Beziehungsstatus).

Für mich als Laien ist überraschend, dass wir uns Ende Dezember treffen – hast du keine Wettkämpfe? – «Zwischen Weihnachten und Neujahr läuft nichts, im Sport allgemein.» – «Dann hätt' ich gedacht, dass du wenigstens eine mehrere Tage und Nächte dauernde Party feierst.» – «Ja, das sieht vielleicht so aus. Und wenn man in die Vergangenheit schaut, ist es ein Stück weit nicht unwahr – weil eben nichts los ist während der Festtage und ich danach fast drei Monate nie zu Hause bin [Snowboard-Wettkampfsaison ist von Mitte Januar bis Ende März], war das für mich eine wichtige Zeit, um Freunde zu treffen und wo hinzugehen, wo es nicht langweilig ist. Meine Tage sind intensiv, ich muss ab und zu ausgehen und dann wieder einen Tag verschlafen – jedem seinen eigenen Rhythmus.» – «Bei der «Photo 16» [Fotoausstellung/Werkschau in Zürich, fand heuer vom 8. bis 12. Jan. statt] hast

du mitkuratiert.» – «Ich muss zugeben, das war eine ganz kleine Aufgabe, die viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ich bin unsicher, ob es die richtige Entscheidung war. Weil ich Fotograf bin und nicht so ein Fan vom Titel «Kurator». Ich finde, die Aufgabe des Kurators ist, sich zurückzuziehen und die Plattform dem Künstler zu überlassen.»

«Iouri Podladtchikov, geboren 1988 in der ehemaligen Sowjetunion, sieht aus wie ein Rockstar, arbeitet an einer Laufbahn als Fotograf und ist, nebenbei, der beste Snowboarder der Welt in der Halfpipe», stand im *WW-Magazin*, der Stil-Beilage der *Weltwoche* (er war 2014 Olympiasieger und 2013 Weltmeister). Der heute 27-Jährige wuchs in der Schweiz auf – sein Vater, Professor der Geophysik, liess sich 1996 mit der Familie hier nieder –, seit 2007 ist er Schweizer. Er studiert an der Universität Zürich Kunstgeschichte und Fotografie, ne-

benbei arbeitet er als Fotograf, etwa für die Schweizer Modemarke Akris. Über ihn liest man ungefähr gleich viel in sogenannten People-Spalten wie auf den Sportseiten, wegen wechselnder weiblicher Begleitung – zurzeit soll er mit Manuela Frey, einem Model, zusammen sein («Hat die Schweiz ein neues Traum-paar?», «Glanz & Gloria»).

«Es ist nicht einfach, sich in deinen Betätigungsfeldern – Snowboard und Fotografie – eine lange Laufbahn vorzustellen, oder?» – «Ja, bestimmt. Aber, und das hört sich vielleicht kitschig an, ich folge meinem Herzen. Es gibt Menschen, die lassen sich lieber sagen, was sie machen sollen – ich bin eher das Gegenteil, ich hab keine andere Wahl. Das war schon immer so im Sport und ist so in der Fotografie; ich muss mich nicht zwingen, um eine Aufgabe zu erledigen, ich hab meistens eine Idee, wie ich es angehen und umsetzen will. Als Fotograf hatte ich noch nicht so viele Aufträge, ich stehe erst am Anfang. Fotograf ist ein schöner Beruf, riskant bestimmt – aber warum soll man es nicht drauf ankommen lassen? Ich bin schon als kleiner Junge immer überall runtergesprungen und hab mir den Kopf angeschlagen, das liegt irgendwie in meinem Blut.»

«Du nimmst Ballettstunden seit kurzem, warum?» – «Ich finde, Ballett sollte im Schulsport verankert sein. Der Skisport geht in die falsche Richtung, es wird immer krasser, auch auf normalen Pisten – die Leute ziehen einen Helm an, weil sie vielleicht von anderen umgefahren werden. Dafür wurde der Sport nicht gemacht. Aber ich stelle überall ein Defizit an Feinheit fest, nicht nur beim Skifahren und Snowboarden, im Verkehr, im Alltag... Die Leute sind zu grob zueinander. Und dieses Grobe wird einem im Ballett, mit härtester Disziplin, ausgetrieben. Ich wünsch mir einen Anteil Ballett in meinem Snowboarden, in allem, was ich mache in meinem Leben.» – «Ist das nicht heikel für deine *street credibility*?» – «Das Gegenteil von dem, was ich erwartete, ist passiert. Die Leute sagten: «Das passt zu dir.» Und das finde ich auch.»

«Stimmt's, dass im Snowboard-Sportbetrieb fast kein Geld mehr vorhanden ist? Der Chefcoach sagt das, hab ich gelesen.» – «O ja. Weshalb das so ist, kann ich nicht sagen, ich bin kein Businessman. Ich kann nur sagen, dass es sehr traurig ist. Ich hab mit 18, als ich meine erste Steuererklärung ausfüllte, mehr verdient als meine Mutter damals. Das können die heute 18-jährigen Kids [im Snowboard-Sportbetrieb] leider für einige Zeit vergessen.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Ich muss, leider, in die [Vereinigten] Staaten zum Trainieren, wegen der Schneeverhältnisse, und das vor unserem Heim-Event [Laax Open, vom 17. bis 24. Jan.]» – «Wie ist dein Beziehungsstatus?» – «Single.»

Sein liebstes Restaurant: Café Pushkin, 26-A Twerskoi-Boulevard, Moskau, Tel. +7 495 739 0033

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10				11				
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28					29	30		
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Überspannte Träumerei

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 So ein Leben! Wie gemacht für den Jetset. 6 Ein mittelalterliches Heer, reduziert auf die kleinste Einheit. 10 Zeuge vergangenen Lebens, der Stein gewordene Seeigel. 12 Für Sportler, doch statt für Schnee fürs Wasser geeignet. 15 Indianerstamm mit Prärie-Kultur (Sioux-Sprachfamilie). 17 Anspruchsloses Birkengewächse, Kätzchen inbegriffen. 18 Er misst auf Entfernung, weiss der Experte. 19 Die traditionelle Beglaubigung, zu der es eine Masse braucht. 20 Falls noch Brauch, ist sie Teil der Ehe. 23 Was Schweizer Snowboarder gerne machen. 26 Womit das Wesen zu ebensolcher Branche wird. 27 Da kann man sicher sein: Es hört auch in Australien gerne mit. 28 Die schrumpeligen Früchte sind nicht zu verachten. 31 Nicht wirklich angenehm: schmierig, dazu auch noch verbraucht. 34 Jass, bei dem es um die Wurst geht (hier mit t). 35 Sie steht am Anfang aller Sachen mit teils unabsehbarer Wirkung. 37 Hier wird 26 waagrecht verändert und erneuert. 38 Wird bei diesem Spiel eine rote Drei vom Stoss gezogen, muss sie sofort ausgelegt werden. 39 Salopp gedichtet: Er muss täglich mehrmals raus, denn sonst ist es für jeden ein Graus. 40 Sharon, nicht Tate, aber gleicher Beruf, gleich alt. 41 Die Grosstrombe wirkt wie eine zerstörerische Windbombe.

Senkrecht — 1 Maes ergibt damit eine 5000 Jahre alte Grabanlage in Schottland. 2 Sie erinnert an eine Zither und wird in Russland gerne gespielt. 3 Inneres Organ mit Dissonanzen. 4 Es besteht aus festem Boden und grosser Ausdehnung. 5 Bei fehlenden Rundungen stösst man dann eher auf genau diese. 6 Einer aus dem Reich der Fantasie, der ein bisschen an einen Menschen erinnert. 7 Die vertikale Wandverstärkung gliedert oder ziert. 8 Unser Finanzplan sieht so aus. 9 Kann als Ausdruck gewohnheitsmässiger Zugehörigkeit stehen. 11 Sehr beflissen, entsprechend rein das Gewissen. 13 Bei einer Ansammlung entsteht es mit der Zeit automatisch. 14 Das Christentum machte einen Glaubensartikel daraus. 16 Eine nicht näher beschriebene, materielle Sache. 21 Eine der biblischen Erzmütter. 22 Zeitmesser mit Übersicht. 23 Sicher ist das eine geistreiche Sitzung, wenn auch rational nicht ganz erfassbar. 24 Mit ihr bestimmt man Positionen entfernter Objekte. 25 Dieser Fleck ist bei keinem Tier wegzubringen. 29 Fürstentum und Osmanisches Reich haben ihren Namen von ihm. 30 Hessische Kleinstadt, einst wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. 32 Mündlich geht's auch so. 33 In Lettland ergaben vor dem Euro 100 Latimo einen 36 Ein Fall, den man mit der Romandie in Verbindung bringt.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 449

	C	H	E	R	U	B		D		E	S	S	I	G
H	A	E	M	E		O	P	A	K		C	E	N	A
E	R	B	S	E		T	I	M	O	T	H	E	U	S
F		E	I	D	G	E	N	O	S	S	E		L	M
T	E	I	G		R		I	N	T	A	R	S	I	A
	R			W	A	D	E		U	N	E	I	N	S
T	E	R	M	I	T	E		L	E	E	R	E		K
	B	I	O	S		A	T	O	M		E	G	G	E
B	U	E	S	S	E	R	I	N		E	I	E	R	
I	S	M	A	E	L		R	E	T	T	E	R	I	N
L		E	I	N	I	G	E		E	N	N	I	O	
L	E	N	K		A		E	L	L	A		N	T	V

Waagrecht — 1 CHERUB 7 ESSIG 12 HAEME 13 OPAK 16 CENA (it. f. Abendessen) 17 ERBSE 18 TIMOTHEUS 20 EIDGENOSSE 22 LM (Einheitenzeichen von Lumen, der SI-Einheit des Lichtstroms) 23 TEIG 25 INTARSIA 27 WADE 29 UNEINS 30 TERMITE 3 LEERE 34 BIOS (griech. f. Leben) 35 ATOM 37 EGGE 39 BUESERIN 41 EIER 42 ISMAEL 43 RETTERIN 45 EINIGE 46 ENNIO (Vorname genannter Personen) 47 LENK 48 ELLA (Kurzform von Elisabeth und Eleonore) 49 NTV

Senkrecht — 1 CAR 2 HEBEI 3 EMSIG 4 REED (Lou, Mitbegründer der Band) 5 BOTE 6 DAMON 8 SCHEREREIEN 9 SEE 10 INULIN 11 GASMASKE 12 HEFT 14 PINIE 15 KOSTUM 19 TSANE (santé, franz. f. Gesundheit) 21 GRAT 24 EREBUS (Vulkan in der Antarktis) 26 SIEGERIN 27 WISSEN 28 DEAR (engl. f. Liebling) 31 RIEMEN 32 MOSAIK 33 LONE (engl. f. allein) 36 TIREE (Tiere) 38 GRIOT 39 BILL 40 ELIA (Laie) 41 ETNA (it. f. Ätna) 44 TEL (-l)

Lösungswort — **DEKLAMATION**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



source.

ETF-Innovation

Dank unserer Unabhängigkeit können wir mit führenden Investmentpartnern kooperieren und so frische Ideen in den ETF-Markt bringen. Ob Sie auf der Suche nach einer neuen Anlageidee sind oder nach einem besseren Ansatz für eine alte Idee suchen, probieren Sie Source, die ETF-Innovatoren.

Sprechen Sie mit Ihrem Finanzberater und besuchen Sie www.sourceetf.ch um zu erfahren, wie ihr Portfolio von Source-Produkten profitieren könnte.

sourceetf.ch

**Die von Source angebotenen Produkte setzen ihr Kapital Risiken aus.
Anleger erhalten den ursprünglich investierten Betrag möglicherweise nicht zurück.**

Source ETFs sind UCITS-konform. Sie sollten eine Transaktion erst dann vornehmen, wenn Sie sich der damit verbundenen Risiken vollständig bewusst sind und eigenständig festgestellt haben, dass das Geschäft für Sie geeignet ist. Sie sollten vor der Investition alle relevanten Prospektinformationen lesen. Die Prospekt Dokumente beschreiben die Struktur, Risiken und verbundenen Kosten von Source-Produkten und sind unter www.SourceETF.ch erhältlich. Diese Anzeige wurde von der Source Schweiz GmbH, Kappelerstrasse 11, 8001 Zürich, herausgegeben. Die Source Schweiz GmbH ist von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) als Vertriebssträger zugelassen und untersteht deren Aufsicht.